



Österreichische Rundschau

Mitbegründet von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger
herausgegeben von

Leopold Freiherrn v. Chlumecky

(Politik)

Dr. Karl Glossy

(Literatur, Wissenschaft und Kunst)

Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer

(Volkswirtschaft und soziale Fragen)

6 Hefte vierteljährlich K 6.— = M. 6.—, einzeln K 1.— = M. 1.—.
Am 1. u. 15. jeden Monats erscheint ein Heft von durchschnittlich 5 Bogen.

Inhalt:

	Seite
Wahrheit und der Krieg.	
Von Leopold Freiherrn von Jedina-Palombini	1
Woodrow Wilson und Amerikas Teilnahme am Weltkrieg.	
Von einem Kenner amerikanischer Verhältnisse	12
Vom deutschen Formwillen. Eine rassenbiologische Richtlinie.	
Von Heinrich Driesmans	24
Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber.	
Von Professor Dr. Anton Bettelheim	32
Frank Wedekind	
Von Dr. Max Pirker	38
Rundschau: Zwei Dramen. Von Professor Dr. Alexander von Weilen. — Neue Sage. Von Emil Lucka. — Sezession. Von —ker. — Wiener Bühnen. Von Theodor Antropp	42

Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.
Für Deutschland: Georg Stilke, Hofbuchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen
des Deutschen Reiches und von Preußen. Berlin N. W. 7.
Redaktion und Administration, Wien 1., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.





Luxus- und Lastautomobile Elektromobile

Oesterreichische Daimler-Motoren-Aktiengesellschaft

Fabrik: Wiener-Neustadt
Kommerzielle Direktion:
Wien I., Kärntnerring 17

A. E. G.-UNION

Elektrizitäts-Gesellschaft

Zentrale: Wien VI., Rahlhof.

Fabrik: Wien XXI,

Hirschstetten-Stadlau.



Turbodynamos — Elektr. Zentralen — Elektr. Licht- und Kraftanlagen — Elektr. Vollbahnen, Kleinbahnen, Straßenbahnen, Industriebahnen — Elektr. Förderanlagen — Krane u. Aufzüge — Elektromotoren — Ventilatoren u. Ventilationsanlagen — Alle elektrotechn. Bedarfsartikel, Bogenlampen, Glühlampen etc.

Banca Commerciale Triestina.

Zentrale: Triest.

Konten: Görz, Rovereto, Spalato, Trient.

Agenturen:

Cortina-d'Ampezzo, Mezzolombardo, Montalcono und Pola.

Besorgung jeder Art von Bankgeschäften.

Direkte Verbindungen an allen bedeutenderen Plätzen des Weltverkehrs.

Kreditbriefe.

Soeben erscheint das

4. bis 7. Tausend.



Verlag von

F. W. Grunow, Leipzig.

Dr. Karl Hoffmann

Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters.

Grundzüge eines wirtschaftsorganischen Genossenschafts-Imperialismus.

Gr.-8°. 150 Seiten.

Preis K 5'25 (Mark 3'50).

Steif broschiert.

„Eine großzügige, geistvolle Studie, die dartun will, daß die bisherige Kolonialpolitik nur eine neue Auflage des alten, veralteten und innerlich überwundenen Merkantilismus gewesen ist, daß diese Kolonialpolitik sich ausgelebt hat und an ihre Stelle die Bildung organischer großer Wirtschaftskomplexe treten wird — praktisch gesprochen: die mitteleuropäisch-balkanisch-vorderasiatische Gemeinschaft. Eine beachtenswerte, in die Zukunft weisende, an ursprünglichen Gedanken reiche Arbeit.“

Danzers Armeezzeitung.

Zu haben in jeder Buchhandlung oder direkt von der Verlagsbuchhandlung.



Wahrheit und der Krieg.

Von Leopold Freiherrn v. Jedina-Palombini.

Eine der auffallendsten Begleiterscheinungen des furchtbaren Ringens, welches sich nun durch fast vier Jahre in Europa abspielt, ist die Kriegspsychose, welche die Angehörigen der kämpfenden Nationen erfaßt hat. Die beständige Anspannung der Nerven aller Beteiligten, nicht nur derjenigen an der Front, wo die jeweilige Beteiligung am Kampfe alles andere vergessen läßt, sondern auch ganz besonders jener im Hinterlande, die sich dem Nachsinnen und Grübeln hingeben können, hat zumeist einen Geisteszustand hervorgerufen, der Unbeteiligten erstaunlich und bedenklich erscheinen muß. Zweifellos mag das Gefühl, ungerechterweise zu einem Kampfe auf Leben und Tod gezwungen worden zu sein, die tiefste Erbitterung hervorrufen. Dies dürften ja auch unsere Gegner empfinden, natürlich mit Ausnahme ihrer leitenden Männer, welche, um ihre selbstüchtigen Pläne zu verwirklichen, sich keine Skrupeln gemacht hatten, die Katastrophe herbeizuführen. Obwohl durch die Parteikämpfe an Ähnliches einigermaßen gewöhnt, ist es immerhin kaum faßlich, daß nun im Kriege der Sinn für Recht und Billigkeit sowie eine folgerichtige vernünftige Denkungsweise scheinbar ganz verloren gegangen sind. Das offenkundige Verdrehen und Fälschen von Tatsachen, das Vorbringen greifbarer Unwahrheiten und der Mangel an Logik, der in einem Atemzuge beim Feinde das verdammt, wofür man bei sich das größte Verdienst beansprucht, das läppische Vorschützen edelster Beweggründe, wie man es nicht bloß in der Presse, sondern auch in den Reden mancher leitender Politiker und Staatsmänner wie Lloyd George, Balfour, Wilson zc. findet, lassen einen oft an den Kopf greifen und fragen, ob man sich noch einer normalen Gehirntätigkeit erfreut. Man wird mißtrauisch gegen die eigenen Wahrnehmungen und Eindrücke, und selbst unanfechtbaren Daten und Tatsachen gegenüber hegt man die Befürchtung, daß sie parteiisch entstellt sein könnten. Dies um so mehr, als das Austausch der sozialen Fragen im Weltkrieg die politische Sachlage noch mehr verwirrt, die Leidenschaften womöglich noch steigert und den Blick in erhöhtem Maße trüben muß.

Zur Klärung der Anschauungen sind die vom entgegengesetzten Standpunkte ausgehenden Stimmen aus dem feindlichen Lager gewiß sehr förderlich. Ganz besondere Genugtuung empfindet man jedoch, wenn man durch

solche, für uns gewiß nicht parteiische Rundgebungen die Richtigkeit der eigenen Ansichten und Auffassungen bestätigt findet. Denn dies berechtigt zur Hoffnung, daß bei allgemeiner Ernüchterung und somit ruhiger Erwägung und vernünftiger Überlegung es bald zu einer Verständigung und zu einem billigen Frieden kommen kann. Eine solche, auf das wärmste zu begrüßende Äußerung aus gegnerischem Lager ist das Buch »Truth and the war« („Wahrheit und der Krieg“) von E. D. Morel, London 1916.

Morel ist, wie er selbst angibt, um dem Vorwurf einer Voreingenommenheit für Deutschland zu begegnen, der Sohn eines französischen Vaters und einer englischen Mutter, somit dem Blute nach sicherlich ententefreundlich. Als Mitglied der Kongo-Reformgesellschaft hat er sich große Verdienste durch Aufdeckung der damals im Kongogebiet herrschenden großen Ubelstände und der dort begangenen unmenschlichen Grausamkeiten erworben. Seine zahlreichen Veröffentlichungen und Reden darüber sowie über die Marokkoangelegenheit haben die Aufmerksamkeit der liberalen Partei auf ihn gelenkt. Er wurde von deren demokratischen Flügel zum Kandidaten für den Parlamentsitz von Birkenhead aufgestellt, doch mußte er bei Ausbruch des Krieges, weil er gegen die Teilnahme Englands an diesem war, zurücktreten.

Er erachtet, daß die Geheimverträge und überhaupt das gar keiner Kontrolle unterliegende willkürliche Gebaren der Diplomatie im allgemeinen und insbesondere des britischen Foreign Office sehr wesentlich zum Ausbruch des Weltkrieges beitrugen, wenn ihnen nicht gänzlich die Schuld daran zufällt. Er beteiligte sich daher an der Gründung des Vereines »Union of democratic controll«, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, dem Parlament Einblick und Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten zu sichern, um in Zukunft sich eine richtige Meinung rechtzeitig bilden und verhindern zu können, daß es wie diesmal überrumpelt und vor unabänderliche, vollendete Tatsachen gestellt werde. Dieser Verein, welcher rasch alle friedensliebenden Elemente Englands — die bedeutend zahlreicher sind, als man gemeinhin glaubt — zusammenbrachte, wurde der Regierung unbequem. Wie verlautet wurde hierauf Morel im Jahre 1917, weil er das genannte Buch »Truth and the war« in die Schweiz senden wollte, wegen Hochverrat zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Es ist schade, daß das Buch Morels in den Ländern der Zentralmächte kaum zu beschaffen ist, denn es enthält die schlagendsten Widerlegungen der in der Denkschrift des Fürsten Lichnowsky enthaltenen befremdenden Behauptungen. Seine Verbreitung würde sicherlich auch beitragen, die hochgehenden Wogen der Leidenschaft und des Hasses gegen die Engländer ohne Unterschied tunlichst zu glätten. Manches aus dem Buche ist allerdings bereits bekannt; Morel hat nämlich vorwiegend öffentliche Reden und Zeitungsartikel der letzten Jahre zusammengefaßt. Ein Hauptvorteil des Werkes liegt in seinen außergewöhnlich reichen Quellenangaben; er stellt wohl keine Behauptung auf ohne ihre Richtigkeit und Berechtigung an der Hand der verschiedenen Rotbücher, amtlicher Berichte und offizieller Erklärungen im Parlamente nachzuweisen.

Im folgenden wird versucht, den Kern von Morels Ausführungen mit

wenigen Worten wiederzugeben. Zur besseren Kennzeichnung werden einige der allermarkantesten Stellen des Buches in tunlichst wörtlicher Übersetzung gebracht.

Der in »Truth and the war« in 35 Kapiteln behandelte Stoff umfaßt im Wesen die Beantwortung von drei Fragen: Was führte zum Ausbruch des Krieges? — Was wird gemeinhin als Ursache desselben angegeben und was stellt sich noch jetzt einer Verständigung der kämpfenden Nationen entgegen? — endlich: Was ist zu tun, um der Wiederholung einer solchen Katastrophe vorzubeugen?

Als ureigenste Veranlassung zum Weltbrand nimmt Morel die unhaltbaren innerpolitischen Verhältnisse Rußlands an. Um den von der Hofpartei stets befürchteten schweren Umwälzungen vorzubeugen, wurde getrachtet, die Aufmerksamkeit vom Innern auf einen Machtzuwachs nach außen abzu lenken. Natürlich war dies ganz im Sinne der Militärkreise und der Pan-slawisten. Den Vergrößerungen im europäischen Osten standen in erster Linie Deutschland und Osterreich-Ungarn entgegen, was bei Benützung der Revanche-stimmung zum Bündnis mit Frankreich führte. Letzteres war jedoch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt auf gespanntem Fuße mit England, dem auch Rußland nicht gerade freundlich gesinnt war. Die Gegensätze gingen so weit, daß zur Zeit des Burenkrieges diese beiden damaligen Ententemächte Deutschland zu einem gemeinsamen feindlichen Schritt gegen England zu bewegen suchten, was jedoch abgelehnt wurde. Als nach Beendigung des unglücklichen Krieges mit Japan in Rußland höchst bedenkliche Zustände zutage traten, richtete sich erneut das Bestreben der herrschenden russischen Kreise darauf, im europäischen Osten, eine Machtvergrößerung zu suchen, und zwar auf Kosten Osterreich-Ungarns und der Türkei. Mittlerweile hatten 1904 England und Frankreich sich bezüglich Ägyptens und Marokkos geeinigt und der Abfall Italiens vom Dreibund war praktisch genommen durch die Zusicherung Tripolis erreicht. Deutschland, welches betreffs Marokko sich auf die Sicherstellung gewisser wirtschaftlicher Zugeständnisse und auf die vertragsmäßige Anerkennung des Vollbestandes und der Unabhängigkeit dieses Landes beschränkt hatte, gelangte bald darauf in Kenntnis, daß ein geheimer Vertrag auf Teilung Marokkos zwischen Frankreich und Spanien, bei Mitwissen Englands, geschlossen sei. Nun folgte Algeciras und nach der offenkundigen Verletzung der dort getroffenen Abmachungen durch den Einmarsch der Franzosen in Fez mußte Deutschland in Wahrung seiner Würde Protest erheben, was später zur Entsendung des Kanonenbootes „Geier“ nach Agadir führte. Die anmaßenden Erklärungen Sir Edward Greys, daß England für eine materielle Unterstützung Frankreichs wäre, wenn es betreffs Marokko in Widerstreit mit Deutschland geraten würde, machten letzterem klar, daß es auch betreffs Englands auf der Hut sein müsse. In der Tat begannen nun die gemeinschaftlichen Arbeiten des englischen und französischen Generalstabes wegen eines Zusammenwirkens im Falle eines europäischen Krieges. Eine Folge davon war das Zusammenziehen der englischen Flotte in den nördlichen Gewässern, während die gesamte französische Flotte im Mittelmeer vereinigt wurde.

Die Organe der imperialistischen Parteigänger Englands — die Northcliffe-Zingoblätter, mit der „Times“ an der Spitze — welche durch den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands alarmiert, für die weltbeherrschende Stellung der City fürchteten, hatten bereits seit den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts grundsätzlich jede Gelegenheit wahrgenommen, um Deutschland zu verunglimpfen. Nun aber, im Jahre 1906, wurde unter der Leitung der Regierung jene rücksichtslose Preßkampagne auf der ganzen Linie gegen Deutschland eröffnet, welche, stets leidenschaftlicher werdend, zu jenen Gift- und Gallenwürfen führten, welche den Zentralmächten nicht nur den blinden Haß der Feinde, sondern auch eine übelwollende Abneigung vieler neutraler Völker zuzogen.

Da sah Rußland seine Gelegenheit. Es wurde mit den Rüstungen und den Probemobilisierungen begonnen und die stets bereiten Minen auf dem Balkan wurden springen gelassen. Der Hilfe Englands sicher, bereitete sich nun auch Frankreich zum Kriege vor. Wie schließlich Rußland, als durch den Mord von Serajewo der Konflikt Österreichs mit Serbien ausbrach, durch seine dem Zaren abgelistete Mobilisierung den Ausbruch des Krieges herbeiführte und Sir Edward Grey durch Ablehnung der eingegangenen Verbindlichkeiten bis zum letzten Augenblick das Parlament verhinderte, allenfalls gegen die Teilnahme Englands am Kriege Stellung zu nehmen, zeigt Morel in einer sehr übersichtlichen Zusammenstellung der darauf bezughabenden Geschehnisse. Morel führt an, daß bis zum Jahre 1911 selbst die Mehrzahl der Mitglieder des englischen Kabinetts keine Mitteilung über die Abmachungen mit Frankreich erhalten hätten, das Parlament aber überhaupt nicht vor Beginn des Krieges. Er erhebt die Anklage, daß Sir Edward Grey — oder vielmehr die ihn leitenden ständigen Beamten des Foreign Office (er meint wohl den skrupellosen Sir A. Nicholson) — die öffentliche Meinung und das Parlament systematisch irreführten.

Nicht genug damit, daß Deutschland bei jeder Gelegenheit als gefährlicher Störenfried bezeichnet wurde, was unter anderem sogar zur kindischen Behauptung führte, daß Deutschland mit der Entsendung des „Geier“ (125 Mann Besatzung) nach Agadir die Besetzung von Süd-Marokko einleiten wollte. Noch trügerischer waren die Versicherungen der Minister in den letzten Jahren vor dem Kriege, daß die Beziehungen mit Deutschland die besten seien. Ja, als Lord Roberts, der wahrscheinlich etwas vom wahren Sachverhalt wußte, im Jahre 1912 eine Bewegung zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht einleitete, scheiterte diese an der Gegenwirkung des Kabinetts. Obwohl dieses doch wußte, daß der Krieg in Kürze ausbrechen müsse, erklärte es die Wehrpflicht als unnötig und kostspielig, ja beantragte sogar 14 Tage vor Kriegsbeginn eine Herabminderung des Marinebudgets — alles dies, um nicht zu verraten, daß bereits Verbindlichkeiten gegenüber Frankreich eingegangen waren. Allerdings muß dabei eine bodenlos hochmütige Unterschätzung des Gegners und ein vollkommenes Verkennen der England in einem Kriege zufallenden militärischen Aufgaben mitgewirkt haben.

Doch lassen wir Morel selbst das Wort ergreifen (Seite 193): „Niemals

vorher hat das Beamtentum sich zu solch grotesker Fälschung der Geschichte erniedrigt, um seine eigenen geschichtlichen Dokumente (records) weißzuwaschen. Nie zuvor sind einige wenige Bücher, welche von einer Handvoll Jingo's geschrieben und kaum in Feindesland gelesen wurden, derart in billigen Ausgaben auf die Bahnhof-Bücherstände geworfen worden, um zu beweisen, daß ein Volk, dessen Blut unsere Institutionen befruchtet hat, das uns unsere Herrscher und viele von solchen, die hervorragend beim Aufbau unseres eigenen Reiches beteiligt waren, gegeben hat, faul bis in das Mark sei. Nie — wenigstens in diesem Lande — ist das Auspeitschen zum Haß, das Ausposaunen brutaler Handlungen einer wütenden Soldateska, das Aufreizen zu den Leidenschaften von Rache und Unvernunft mit Unterstützung der Regierung so als schöne Kunst betrieben worden. Nie haben unsere leitenden Männer ihre Zustimmung zu einer solchen gemeinen Redeweise über einen Feind gegeben, der viele Brutalitäten begangen hat, dem aber — wenigstens unsere Soldaten Mut und Vollbringen vieler Handlungen von Freundlichkeit und Ritterlichkeit nicht absprechen.

Nie zuvor haben unsere Zeitungen — und zwar wieder mit Ermütigung von oben — sich zu solch ekelhafter Verunglimpfung eines Monarchen erniedrigt, dessen Fehler zweifellos sichtbar sind, der aber, wie die regierenden Klassen jedes Landes in Europa wissen — unsere nicht zuletzt — während des größten Teils seiner Regierung ein Bollwerk des europäischen Friedens war, eines Monarchen, welcher ein halb Duzend Male in den letzten 20 Jahren einen Krieg, und zwar vom militärischen Standpunkt einen erfolgreichen Krieg hätte entfesseln können, wenn er so gewollt hätte. Wir waren seinerzeit stolz darauf, über derlei Art Dinge erhaben zu sein!“

Schließlich spricht Morel seine Meinung aus, daß wenn das Volk in England den Sachverhalt genau gekannt hätte, es wohl nie zu dessen Teilnahme am Kriege gekommen wäre. Angesichts der im allerletzten Augenblicke gemachten Mitteilungen Sir E. Greys blieb dem Parlamente jedoch nichts übrig, als die Verpflichtungen der Regierung gegenüber Frankreich anzuerkennen.

Um den glühenden Haß und die kriegerischen Leidenschaften stets von neuem aufzupeitschen, wie dies den Staatsmännern und der von ihnen geleiteten Presse zur Teilnahme am Kriege und zum Fortführen desselben für nötig erscheint, wenden sie stets die gleichen Schlagwörter zu Lasten Deutschlands an. Diese werden von den großen Massen, die kein eigenes Urteil haben, schon in Folge der steten Wiederholung als fest begründet erachtet: Deutschland allein falle die Schuld am Kriege zu, es überfiel das arglose Frankreich und wolle ganz Europa unterjochen. Der preußische Militarismus sei die Ursache alles Unfriedens auf dieser Welt.

Morel gelingt es in einer klaren, unumstößlichen Weise, die Haltlosigkeit dieser Ausstreuungen darzutun. Es soll ihm nun das Wort bezüglich der hauptsächlichsten Anklagen gegeben werden, da wohl kein Angehöriger der Zentralmächte dieser Aufgabe besser gerecht werden könnte.

(Seite 60): „Ich habe gesagt, daß die alleinige Verantwortung für diesen Krieg Deutschland zuzuschreiben, ein ungerechtfertigtes Behaupten einer Unwahrheit

ist. Ich sagte auch, daß die französische Regierung entschlossen war, in dem Falle eines russisch-deutschen Krieges nicht neutral zu bleiben. Ich behauptete, daß unter diesen Verhältnissen die deutsche militärische Offensive ehrlicher Weise nicht als ein frecher Überfall bezeichnet werden kann und an sich keinen Beweis für Deutschlands Wunsch liefert, Europa zu unterwerfen. Ich erklärte auch, daß meiner Meinung nach auf der Wahrheit bestanden werden soll, nicht im Interesse der ‚preußischen Junker‘, sondern im Interesse des britischen Volkes und ich gab die Gründe an, welche mich diese Ansicht gewinnen ließen.

Seither sind zwei ministerielle Äußerungen über diesen Gegenstand gemacht worden, die eine von Sir Edward Grey, die andere von Lord Haldane. In beiden Rundgebungen wurde Deutschlands Schuld am Kriege wieder betont. Insbesondere wurden dessen militärische Vorbereitungen als etwas speziell Deutschland kennzeichnendes und als schlagender Beweis von Vorbedacht bezeichnet. Es wurde uns wieder das uns bereits geläufige Gemälde vorgeführt, das des reißenden Wolfes des deutschen Militarismus inmitten einer Herde von sanftmütigen friedliebenden Schafen — die übrigen Mächte Europas. Es ist nur eine Folge des Seelenzustandes im Kriege, daß solche Behauptungen auch nur zeitweilig ernstgenommen werden. Von den intelligenten Leuten — zum Unterschiede von jenen, die andere für sich denken lassen — welche dieser Darlegung zustimmen, bin ich so zu frei, zu sagen, daß eine beträchtliche Zahl sich hypnotisiert, um sie zu glauben, weil sie wünscht, dieselbe zu glauben. Aber die Gefahr ist, daß das beständige Schlagen dieser selben Trommel alle die Elemente des britischen bürgerlichen Lebens verstärken wird, welche durch Zorn und Trauer über den Verlust der Lieben im Felde und durch blindes Rachegefühl bewegt sind. Sie werden dahin drängen, Deutschland solche Bedingungen als Friedenspreis zu stellen, welche die Ziele vereiteln würden, die angeblich die Regierung beim Eintritt in den Krieg sich steckte. Es würde dadurch der Weg zu neuen Umwälzungen vorbereitet und die Rüstung Europas zu einer beständigen werden. Darum muß eine Anstrengung gemacht werden, um diese Darlegungen abzutun.

Deutschland hat nicht bloß furchtbare Vorbereitungen für den Krieg seit einer beträchtlichen Zeit gemacht, sondern es hat sie auch mit der ängstlichen Gründlichkeit gemacht, welche die Deutschen in jeder Tätigkeit kennzeichnet. Dies ist nicht an sich ein Beweis von bösem Vorbedacht. Es ist ein Beweis von Tüchtigkeit. Deutscher Militarismus ist der zur höchsten Leistungsfähigkeit gebrachte Militarismus. Er unterscheidet sich ansonsten nicht vom Militarismus der anderen Nationen. Er ist das Produkt einer Staatskunst, die in der Philosophie wurzelt, daß Nationen widerstrebende Einheiten sind und somit den Völkern die Last einer bewaffneten Macht aufbürdet. Diese bewaffnete Macht kann zu Lande oder zur See konzentriert sein. Aber, ob das eine oder das andere, ihre Berechtigung wird damit begründet, daß um den Frieden zu sichern, jeder Staat stärker sein muß als sein Nachbar. Da der deutsche Militarismus der leistungsfähigste ist, so ist er wahrscheinlich der grausamste, denn Härte und Tüchtigkeit gehen im Militarismus Hand in Hand. Je leistungsfähiger der Militarismus, um so härter seine Tätigkeit, weil unter

andern jede neue menschliche Erfindung vom tüchtigen Militär bis zum äußersten ausgenützt wird.

Unser erster Seelord hat sehr klar erkannt, daß der moderne Krieg grausam sein muß. In einer Besprechung mit seinem Freunde W. E. Stead im Jahre 1910 erklärte er: ‚Den Krieg menschlich gestalten! Sie könnten ebenso gut davon sprechen die Hölle menschlich zu gestalten! — — Wenn ich das Kommando habe, wenn ein Krieg ausbricht, werde ich als Befehl herausgeben: Das Wesen des Krieges ist Gewalt. Mäßigung im Kriege ist Einfältigkeit. Schlagt zuerst, schlägt hart, und schlägt gleichviel wohin.‘ Raum vierzehn Tage vor Ausbruch dieses Krieges rechtfertigte Admiral Sir Percy Scott vom selben Standpunkte das Vorgehen, welches Deutschland beobachtet, indem es Schiffe, welche nicht Kriegsschiffe sind, mittels Unterseeboote und Minen versenkt. Bei der Besprechung der Möglichkeit einer Proklamation in diesem Sinne seitens einer Festlandsmacht im Kriege mit einer insularen Macht sagte er: ‚Eine solche Erklärung würde meiner Meinung nach vollkommen in Ordnung sein. Wenn sie abgegeben ist und irgendwelche britische oder neutrale Schiffe sie nicht beachten und die Blockade brechen sollten, so könnten sie nicht ihrem friedlichen Beruf obliegend erachtet werden, wie Lord Sydenham es meint, und wenn sie beim Versuch versenkt würden, könnte es nicht als ein Rückfall in Wildheit oder Seeraub in schwärzester Form bezeichnet werden.‘

Es war kein Deutscher, welcher schrieb: ‚Krieg ist das von Gott angefohlene Mittel, durch das die Verhältnisse so umgestaltet werden können, bis sie für sittlich gelten.‘

Es war ein gut bekannter britischer Militärschriftsteller Oberst Maude, es war kein Deutscher, der schrieb: ‚Der ärgste aller Fehler im Kriege ist ein schlecht angewendetes Wohlwollen.‘

Es war ebenfalls ein gut bekannter britischer Militärschriftsteller, Major Stewart Murray, es war kein Deutscher, der schrieb: ‚Die richtige Kriegskunst besteht in erster Linie darin, so furchtbare Schläge dem feindlichen Heere zu versetzen als möglich, und dann den Einwohnern so viel Leid zuzufügen, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und ihre Regierung zwingen, denselben zu verlangen.‘

Es war ein wohlbekannter Militärkritiker, Dr. Miller Maguire, der schrieb: ‚Militarismus ist nicht ein deutsches Erzeugnis. Er ist gerade so gut ein britisches Erzeugnis. Aber in unserem Falle findet er entsprechend unserer geographischen Lage seinen Hauptausdruck zur See. Die einfache Tatsache ist, daß ein systematisches Bestreben den Feind, wer immer er sei, als außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehend darzustellen, eine absolute Notwendigkeit für jede Regierung ist, welche ihr Volk in einen Krieg verwickelt hat. Es wird nur durch solche Mittel möglich sein, daß Millionen Leute, welche durch den Krieg nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren haben, dazu gebracht werden können, einen Krieg zu ertragen.‘

Und so wird Gott und die Menschheit abwechselnd angerufen, um den Feind als einen böswilligen Dämon unter den Nationen darzustellen. Furcht und Haß sind dabei die Hauptwerber.

Deutschland bereitete sich für diesen Krieg vor. Es brachte die Vorbereitungen zum höchsten Maß der Leistungsfähigkeit und es führt den Krieg mit der Härte, welche der moderne Krieg nach der Meinung hervorragender Männer anderer Nationen verlangt. All dies ist selbstverständlich. Aber das beweist nicht im geringsten, daß Deutschland allein für den Krieg verantwortlich ist, noch daß, als Deutschland in den Krieg ging, es geschah, um Europa zu unterwerfen. Und dieses aus einer Zahl von Gründen, von welchen der erste für jeden greifbar ist, dessen Geisteszustand normal ist.

Es ist nicht allein Deutschland, welches sich für den Krieg vorbereitete, es war dies ganz Europa: Frankreich, Rußland, England*. Der einzige tatsächliche Unterschied in Deutschlands Benehmen in den letzten vierzig Jahren und jenem der andern angeführten Nationen war, daß letztere nicht nur sich für den Krieg vorbereitet, sondern auch Krieg geführt haben, während Deutschland sich mit der Vorbereitung begnügte. Frankreich hat das letzte Vierteljahrhundert beständig Krieg geführt. Es eroberte Tonquin, Madagaskar, Marokko, Tunis mit enormen Landstrecken in West- und Westzentral-Afrika. Rußland hat mit Japan Krieg geführt. Die britische Regierung hat die südafrikanischen Republiken erobert und dem britischen Reich einverleibt.

Ich wiederhole, ganz Europa hat sich für den Krieg vorbereitet. Die Geschichte des letzten Jahrzehnts ist eine Geschichte von stetig anwachsenden Kriegsrüstungen aller Mächte, vereint mit einer stetig wachsenden Furcht vor diesen Vorbereitungen bei allen beteiligten Völkern. Es wird öfters behauptet, daß England allein unvorbereitet war. England war nicht unvorbereitet mit Bezug auf das nationale Programm, welches früher von beiden Parteien des Staates angenommen worden war, nämlich die, eine übermächtige Flotte und nur kleine Expeditionsstreitkräfte für den Gebrauch am Festlande zu halten. Die britische Flotte war vollends vorbereitet. Mr. Churchill hat uns im einzelnen die Ausdehnung unserer Vorbereitungen vor dem Kriege mitgeteilt. Die deutsche Armee war nicht mehr für einen Angriffskrieg vorbereitet als die britische Flotte für die nationale Verteidigung.

* Morel führt einige Daten an, um dies zu beleuchten. Die Ausgaben für das Heer waren in der Pentade

	1905—1909	1910—1914
	Millionen Mark	
In Österreich-Ungarn	2119	2574
„ Deutschland	3913	5047
Zusammen	6032	7621
In Frankreich	3010	3936
„ Rußland	4311	5593
Zusammen	7321	9529

Der Überschuß der Militärauslagen der Entente gegenüber den Zentralmächten steigerte sich in den beiden Pentaden von 1289 Millionen auf 1906 Millionen und die jährlichen Auslagen der ersteren waren in den letzten Jahren um 440 Millionen größer als jene der Zentralmächte. In der Dekade 1905—1914 gaben für die Flotte aus, in Millionen Mark: England 7838, Rußland 2885, Frankreich 3234, Deutschland 3704 und Österreich-Ungarn 1014. Somit die Entente 13.957 Millionen gegenüber 4718 Millionen der Zentralmächte, also dreifach so viel.

Daß die Deutschen in derselben Weise ihre Armee, wie wir unsere Marine, als Instrument der Landesverteidigung betrachtet haben könnten, ist natürlich in den Ausführungen des Mr. Churchill nicht enthalten.

Aber man sagt, daß Deutschlands Vorbereitungen zum Zwecke gemacht wurden, um einen Krieg herbeizuführen, und die Vorbereitungen der andern Mächte, um einen Krieg zu verhindern. Wie kommt es denn, daß die andern Mächte nicht bloß sich für diesen Krieg vorbereitet, sondern diesen auch geführt haben? Wie kommt es denn, daß Deutschland mit seinen Nachbarn, die es zu unterwerfen wünschte, nicht Krieg führte, nachdem es dies mit aller Gewähr des militärischen Erfolges hätte tun können? Es hätte Frankreich im Jahre 1887 mit Leichtigkeit zerschmettern können und, zu schließen nach den Angaben solcher Zeitungen wie 'Standard' und 'Spectator', würden die englischen amtlichen Kreise darüber eher erfreut gewesen sein.

Es war im 'Nineteenth Century', daß Professor Eduard Dicy schrieb: 'Das Deutsche Reich entstand, wie wir wissen, im deutsch-französischen Kriege. Im Laufe von siebzehn Jahren ist es sehr stark und kräftig geworden, nicht bloß als eine militärische, sondern auch als eine politische Macht. Daß es noch stärker und kraftvoller werde, ist mein Herzenswunsch, wie es der eines jeden Engländer sein muß, welcher die Bedingungen unserer eigenen Machtstellung kennt und versteht, welchen Gefahren Europa durch eine Vergrößerung Rußlands ausgesetzt wäre.'

Deutschland konnte Frankreich mit Leichtigkeit niederwerfen, als England mit der Einverleibung der südafrikanischen Republiken beschäftigt war.

Die panslawistische 'Novoe Vremya' veröffentlichte 1914 eine Unterredung mit Graf Witte, worin dieser angab, daß früher ein russisch-deutsches Einvernehmen auf Grund einer Teilung Österreichs leicht zu erreichen gewesen wäre. Dieser ballon d'essai wurde vom 'Pester Lloyd' aufgenommen mit dem Bemerkung, daß ein Bündnis der beiden Staaten allerdings besprochen worden sei, aber daß dieses gegen England gerichtet sein sollte. In dieser Weise soll sich Graf Lobanoff geäußert haben, der ein Freund der Donaumonarchie und ein erbitterter Feind Englands war, gegen welches er stets ein Bündnis der Festlandsmächte zusammenzubringen trachtete. Der Plan scheiterte an dem Widerstande Österreichs und Deutschlands, welche keinen gegen England gerichteten Schritt unternehmen wollten. In einem Buche 'La France et l'Allemagne' erklärt Pinon, daß Deutschland, wenn es gewollt hätte, zur Zeit des Burenkrieges eine Annäherung zu Frankreich und Rußland erreichen konnte. Im Jahre 1915 machte General Botha gelegentlich einer Rede die Bemerkung, daß verschiedene Nationen die Buren unterstützen wollten unter der Bedingung, daß Deutschland das gleiche tue. Der Kaiser aber verweigerte dies.

In der 'Daily Mail' vom 11. November 1899 erschien eine Photographie des Kaisers mit der Überschrift 'Ein Freund in der Not, ist ein Freund in der Tat' *.

* Das bekannte Krügerelegramm des Kaisers im Jahre 1896, worin er diesen beglückwünschte, allein mit Jameson fertig geworden zu sein, welches Engländer oft als Beweis von Feindseligkeit anführen, ließ sich auch anders, wenn man weiß, daß Krüger vorher offiziell die Hilfe des Kaisers erbeten hatte, die jedoch von diesem mit Hinweis auf die Neutralität Deutschlands abgelehnt wurde.

Deutschland hätte mit der gleichen Leichtigkeit Frankreich zerschmettern können, als Rußland erschöpft durch den Krieg mit Japan unfähig war einen Finger zu rühren, um ihm zu helfen.

Wenn Deutschland Europa zu unterwerfen wünschte, warum wartete es bis August 1914, wo seine militärische Obermacht weniger sicher war, als zu irgend einem Zeitpunkte während der vorhergegangenen dreißig Jahre? Wie reimt sich dies zusammen mit der gegenwärtigen Anklage, daß Deutschland seine Zeit abgewartet und wohlüberlegt den Krieg entfesselte, als es glaubte, daß der psychologische Moment gekommen sei? Das kann eben nicht wahr sein!

Das Drollige ist, daß gerade aus den Kreisen, von welchen diese Anklagen ausgingen, Äußerungen kommen, welche sie vollkommen abtun. Unsere patriotische Presse hat einen zu Napoleon passenden Kaiser hervorgezaubert, einen finstern unerbittlichen Verschwörer, welcher ruchlose Bestrebungen hinter einer falschen Maske von Freundlichkeit verbirgt. Sie wollen ihn nach St. Helena senden, ihn des Mordes anklagen, seine Dynastie aus Europa vertreiben. Aber das ist weder die Ansicht von Lord Haldane noch von den Franzosen. Ersterer hat im Laufe einer Unterredung (1915) sich wie folgt geäußert: 'In vergangenen Jahren, glaube ich, hat der Kaiser sich gegen den Krieg gestellt. Aber ich fürchte sein Widerstand ist nach und nach schwächer geworden. Er scheint vor zwei Jahren in eine Kriegsstimmung gelangt zu sein.'

Diese Aussage ist von besonderem Interesse. Bis vor zwei Jahren hat sich also der verschworene Kaiser für den Frieden verschworen. Das ist ausgesagt von einem britischen Kabinettsmitgliede, welcher den Kaiser persönlich kannte und seine Gastfreundschaft genossen hatte. Behalten wir uns diese Erklärung im Gedächtnis. Lord Haldanes Äußerung ist um so interessanter wegen seines späteren Hinweises auf das Dokument Nr. 6 des Gelbbuches. In diesem ist eine Unterredung aufgenommen, welche zwischen dem Kaiser, dem König von Belgien und General von Moltke in der ersten Hälfte November 1913 stattgefunden haben soll. Aber die Unterredung wird vom französischen Botschafter in Berlin berichtet. Das Gespräch ist weniger wichtig, als die Äußerung des französischen Botschafters, welcher ebensoweit geht als Lord Haldane, denn er spricht vom Kaiser: Wilhelm II, dessen persönlicher Einfluß in vielen kritischen Umständen zugunsten der Erhaltung des Friedens ausgeübt wurde — — —.

Wie Lord Haldane erklärt der französische Botschafter, auf Grund der von ihm berichteten Unterredung, daß diese friedlichen Gefühle sich geändert haben. Aber dies ist nicht die einzige Angabe im Gelbbuch, welche Lord Haldanes Aussage bestätigt. Im Dokument 5 sagt man uns, daß wenn der Krieg nicht im Jahre 1911 ausbrach, dies im großen Maße den friedlichen Wünschen des Kaisers und des Kanzlers zuzuschreiben ist.

Soweit stellt unsere Untersuchung fest, daß der als Wehrwolf geltende deutsche Kaiser — und man sagt uns, wer Kaiser meint, meint auch das deutsche Beamtentum — bis vor kurzem ein mächtiger Faktor zur Erhaltung des Weltfriedens war. Man sagt uns dies in den amtlichen französischen Veröffentlichungen und dies sagt ein Minister, welcher ganz besonders die Wahr-

heit wissen konnte. Was bleibt da von der Legende, der vierzigjährigen Vorbereitung zum Krieg?

Warum der Kaiser seine Ansicht wechselte ist aus dem Dokument 1 des Gelbbuches zu entnehmen, worin der französische Marineattaché in Deutschland im Jahre 1912 meldet, daß die bei Mitwissen der Engländer stattgehabte Verletzung des Marokkovertrags infolge der Besetzung des Landes durch die Franzosen von der öffentlichen Meinung Deutschlands tief empfunden und nie vergeben werden wird.

Durch den langen Zeitraum, in welchem Deutschland infolge seiner militärischen Stärke sich sicher wähnte, war Deutschland friedlich und der Kaiser übte seinen Einfluß zugunsten des Friedens aus, und zwar auch zu Zeiten, wo tatsächlich Krieg geführt wurde. Es war erst als die Regierenden Deutschlands seine Stellung in Europa wegen des Wachstums und der Verteilung der Streitkräfte ihrer ausgesprochenen Feinde nicht mehr sicher wähnten, daß nach den französischen und englischen Angaben Deutschland aufhörte friedliebend zu sein. Die Bedeutung dieser Umstände ist augenscheinlich. Wenn sie nach den gegebenen Quellen richtig sind, so kann die Anklage der jahrzehntelangen Vorbereitung und des Vorschlagens zum geeigneten Zeitpunkt in Wahrheit und Ehrlichkeit nicht mehr aufrecht erhalten werden. Wenn Deutschland friedfertig war, wenn es sich sicher fühlte und aufhörte dies zu sein, wenn es sich unsicher fühlte, so ist dieser Krieg, soweit er Deutschland betrifft, nicht ein Krieg nichtswürdiger und vermessener ehrgeiziger Bestrebungen, sondern ein Krieg aus Furcht vor Vergewaltigung.

Welche waren die Regierungen, welche die Hauptverantwortung für die erdrückenden Rüstungen in Europa trifft. Es sind die Regierungen von England, Rußland und Frankreich. Der russisch-türkische Krieg von 1877, das gespannte Verhältnis zwischen England und Rußland im Jahre 1878, der die bitteren Streitigkeiten wegen des Vorschreitens des letztern in Asien folgten, der Überfall des Fürsten von Bulgarien durch russische Agenten 1886, der französisch-italienische Streit wegen Tunis 1881, die englisch-französische Eifersucht wegen Ägypten, Siam, Westafrika und am oberen Nil haben diesen bewaffneten Frieden herbeigeführt und Europa in ein Arsenal verwandelt. Dagegen wird man kaum ein vor dem Krieg geschriebenes englisches Buch über europäische Geschichte finden, welches nicht die Schaffung des neuen Deutschlands als eines mächtigen Friedensfaktors bezeichnet.“

Die Verletzung der Neutralität Belgiens spielt auch eine große Rolle unter den hegerischen Schlagworten. Sie wird geschickt mit den sogenannten belgischen Greuelthaten verquickt und liefert für die großen Massen der Entente und der neutralen Länder den wirksamsten Brandruf, um die Leidenschaften gegen Deutschland aufzupeitschen. Was die „Greuelthaten“ anbelangt, so ist nach den früher angeführten Äußerungen der englischen Militärschriftsteller wohl kein Wort darüber zu verlieren. Jedenfalls sollten die Engländer die letzten sein, allenfalls vorgekommene Härten gegenüber der Zivilbevölkerung derart aufzubauschen. Gewaltig und dauernd ist aber der Eindruck solcher

geschickt ausgemalten Ausstreuungen besonders bei der Gemütsstimmung im Kriege. Denn Morel, gewiß ein überzeugungstreuer und unparteiischer Mann, spricht davon als von einem unauslöschlichen Makel.

Dagegen erklärt Morel, daß die Verletzung der Neutralität Belgiens nichts mit der Teilnahme Englands am Kriege zu tun hat. Dies gehe aus der Erklärung Sir Edward Greys vom 3. August 1914 ganz unzweifelhaft hervor. Ubrigens war es eine allbekannte Sache, daß Deutschland nach Ausbau der Verdunfront zu einem Angriff Frankreichs über Belgien marschieren müsse. Deutschland machte auch kein Geheimnis daraus. Tatsächlich fußten die englisch-französischen Generalstabsabmachungen auf dieser strategischen Grundlage und alle Militärschriftsteller ohne Unterschied der Nation haben in den letzten dreißig Jahren ihre Erwägungen auf diesen als sicherstehenden Einmarsch aufgebaut. Nebenbei haben sowohl die Tory-Regierung als auch die Liberalen wiederholt offiziell bestritten, daß England Gewähr geleistet, dies zu verhindern. Im Jahre 1887, wo den Engländern eine Maßregelung Frankreichs nicht unsympathisch gewesen wäre, erklärte sogar das Regierungsblatt, daß es eine Narrheit wäre, wenn England sich einem allfälligen Marsch der Deutschen durch Belgien entgegenstellen würde. Morel klagt auf Grund des vorhergehenden die englische Regierung an, gar nichts für Belgien gemacht zu haben.

Tatsächlich wurde, trotzdem Mr. Churchill erklärte, daß man seit Jahren wisse, daß eintretendensfalls Deutschland durch Belgien marschieren werde, erst am kritischen 31. Juli 1914 die belgische Frage in Verhandlung genommen. Deutschland wurde gefragt, ob es die belgische Neutralität beachten würde, und Frankreich, mit dem doch schon die Generalstabsabmachungen bestanden, ebenfalls. Dabei wurde die belgische Frage nicht etwa als Grundpfeiler der englischen Politik bezeichnet, sondern angegeben, daß sie zwar keinen entscheidenden aber einen wichtigen politischen Faktor darstelle. Am 1. August wurde ferner erklärt, daß die Haltung der britischen Regierung in der belgischen Frage von den Gefühlen der Öffentlichkeit abhängen werde. Wieder eine Täuschung!

In einem folgenden Aufsatze sollen die auf Herbeiführung des Friedens bezug habenden Ausführungen Morels besprochen werden, welche dessen Großzügigkeit und seinen Rechtsinn im glänzendsten Licht erscheinen lassen.

Woodrow Wilson und Amerikas Teilnahme am Weltkrieg.

Von einem Kenner amerikanischer Verhältnisse.

(Schluß*.)

Ohne Frage bietet Amerika alles auf, um das Versäumte so rasch als möglich nachzuholen. Allein ebenso wie England, welches zum Kriege viel

* Vgl. „Österreichische Rundschau“, Band LII, Heft 4, vom 15. August 1917, Band LII, Heft 6, vom 15. September 1917, und Band LIV, Heft 6, vom 15. März 1918.

eher vorbereitet war als die Union, mehr als zwei Jahre dazu benötigte, um eine große Armee ins Feld zu stellen, so werden auch Amerikas Anstrengungen nicht plötzlich das gewünschte Resultat zeigen. Sie kommen viel zu spät. Die Entente muß sich daher mit der Sachlage befreunden, daß die Vereinigten Staaten vorerst keine genügende Ausrüstung für Felddienststellung einer großen Armee besitzen, ihre bezügliche fieberhafte Tätigkeit im allerbesten Falle im Herbst 1918 bemerkenswerten Fortschritt zeigen könnte, zwischenzeitig aber die Versorgung der Alliierten mit Kriegsbedarf seitens der Union aus vielen Gründen schwer gefährdet wird.

Man kann die Zahl jener Amerikaner, welche bis Anfang 1917 für die Heere der Alliierten angeworben wurden, auf 60.000 Mann schätzen. Beweggrund der Meisten waren gutes Handgeld und andere Emolumente materieller Natur, bei einigen auch Sportsinn, respektive Abenteuerlust. Amerika bestrebt sich bekanntlich in kürzester Frist eine große Armee ins Feld zu stellen, angeblich um auch nach dieser Richtung hin den europäischen Bundesgenossen werktätige Hilfe zu leisten. Ob es dazu kommen wird, erscheint fraglich. Abgesehen vom Umstande, daß der waffengeschulte Teil der Truppen, welcher alles zusammengenommen 300.000 nicht übersteigen dürfte, nötig erscheint, um die Grenzen gegen Mexiko zu schützen, auf den Philippinen, Havai, Alaska Garnisonen zu unterhalten und endlich an der Ostküste mit Rücksicht auf Japan Truppen zu halten, muß noch ein großer Teil der Miliz und Nationalgarde im Lande selbst garnisonieren, um eventuellen künftigen Unruhen und großen Streiks die Stirne zu bieten und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Seit Einführung des militärischen Zwangsdienstes (compulsory service) ist ohne Zweifel große Mißstimmung in den Staaten ausgebrochen, weil der ganze staatliche Aufbau und die angeborene, sozusagen mit der Muttermilch eingefogene nationale und politische Erziehung einer solchen durchgreifenden Neuerung vollkommen widerspricht, und überdies die Protektions- und Korruptionswirtschaft vielen jungen Leuten aus bemittelten Familien oder solchen, die einflußreiche Beziehungen besaßen, ermöglichte, sich den Härten und Gefahren des Militärdienstes ganz oder teilweise zu entziehen. Trotz der enormen Anstrengungen Wilsons und der Kriegspartei ist es bisher nicht gelungen eine wirkliche Kriegsstimmung in den Vereinigten Staaten zu fabrizieren; im Gegenteil. Der Nation gehen immer mehr die Augen auf, daß ihr großes, reiches und glückliches Land in leichtfertiger Weise und ohne ernststen Grund in den Krieg gekehrt wurde, daß eine Invasion seitens Deutschland nicht droht, daß die Ehre der Nation nicht beteiligt erscheint und sie billigt es daher nicht, daß nunmehr sogar auch die eigenen Söhne auf die europäische Schlachtbank geführt werden sollen, um für fremde Ziele aufgeopfert zu werden. Wilson wird sich daher wohl oder übel darauf beschränken müssen, so wie bisher kleinere Armeeteile zu Demonstrationszwecken nach Europa zu senden, welche den Enthusiasmus der sich verblutenden Engländer und Franzosen neuerdings anfeuern sollen. Sicherlich aber wird die Union auch weiterhin Spezialtruppen hinübersenden, z. B. Eisenbahn- und Automobilregimenter, Fliegerabteilungen, Ambulanzdetachements etc., deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf.

Der Entsendung großer Truppenmassen stehen aber auch physische Hindernisse entgegen. In erster Reihe Schiffsmangel. Staatssekretär Lansing bezeichnete diese Frage als die weitaus schwierigste, eben mit Rücksicht auf die sehr begrenzten Transportmöglichkeiten, indem für Beförderung von 20.000 Mann in voller Equipierung (Kanonen, Maschinengewehre, Munition, Aeroplane, Autos, Pferde, Zelte, Telegraphen, Maschinen und Werkzeuge, Feldküchen, Trainwagen, Spitaldienst, Verpflegung, Bekleidung usw.) eine Tonnage von 200.000 Tonnen nötig erscheine. Aber selbst wenn Kriegsschiffe einen Teil dieser Leistungen übernehmen — der Großteil der amerikanischen Flotte wird die Kolonien, Westküste, Panamakanal zc. schützen und überdies am Bewachungsdienste für die Konvoitransporte nach Europa teilnehmen — würden für Beförderung von 100.000 Mann gering gerechnet, 750.000 Tonnen nötig erscheinen. Durch den notwendigen Nachschub an Munition, Verpflegung zc., sowie Mannschaftsersatz würden die zweiten 100.000 Mann bereits größere Tonnage erfordern als die ersten, ebenso die dritten mehr als die zweiten usw. Überdies erscheint es sehr fraglich, ob alle Schiffe intakt in den Bestimmungshäfen eintreffen.

Wenn wir endlich erwägen, daß angeichts der durch den Tauchbootkrieg bewirkten Hindernisse verschiedene Komplikationen eintreten, welche sowohl Einladung als auch Ausladung, Abfahrt der Schiffe und die Reisedauer selbst sehr verlängern (nebst geographischen Deviationen müssen die im Konvoi fahrenden Schnelldampfer die Knotenleistung des langsamsten Partners einhalten), so gelangen wir zu dem unumstößlichen Resultate, daß eine solche Totalkreise von Amerika nach Frankreich und zurück durchschnittlich sechs Wochen in Anspruch nehmen wird. Es erscheint immer schwieriger, den hierfür nötigen Schiffsraum von mindestens einer Million Tonnen, welcher, wie bereits erwähnt, für weitere je 100.000 Mann sich immer wieder vergrößern müßte, entbehrlich zu machen.

Aus den gebotenen Daten können die Angehörigen der Entente keinen besonderen Trost auf Mitwirkung amerikanischer Truppen in größerem Stile schöpfen. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß der amerikanischen Armee etwas mangelt, was durch nichts ersetzt werden kann: intensive Schulung der Offiziere und Unteroffiziere und eiserne Disziplin der Mannschaft. Der Amerikaner ist sicherlich mutig, tapfer, ausdauernd und wird in Ausübung der soldatischen Tugenden keinem europäischen Heere nachstehen. Wenn wir jedoch lesen, daß vor einigen Monaten „60.000“ (die amerikanischen Zeitungen nehmen es mit Ziffern nicht genau) Offiziere nach einem Training von drei Monaten nunmehr zur Ausbildung der Mannschaft in die Übungslager abgehen, so müssen auch in militärischen Dingen unerfahrene Laien den Kopf schütteln und sich sagen, daß eine Ausbildung von drei oder sechs Monaten noch nicht genügt, um aus einem Landwirt, Bankbeamten, Advokaten, Lehrer usw. einen Offizier zu machen — ebenso wenig wie man nach einer so kurzen Zeit Medizin, Jurisprudenz, Maschinenbau oder Astronomie dertart erlernen kann, um diese Disziplinen zu beherrschen — und sich dabei mit den ersten Kriegsheeren der Welt messen zu können. Die amerikanische Regierung

hatte vor kurzer Zeit eine Kommission von neun Offizieren an die französische Front entsendet. Ihr Bericht an das Kriegsdepartement wurde von der „World“ veröffentlicht. Er lautete durchaus pessimistisch. Die Kommission äußerte sich, daß ihre Ansichten, mit denen sie nach Europa gingen, durchaus falsch gewesen wären. Die deutsche Westfront sei undurchbringlich und könne vielleicht nur dann eingedrückt werden, wenn Riesenkräfte von Amerika zu Hilfe kämen. Dies hätten selbst die Generäle der Entente zugegeben mit dem Bemerkens, daß, wenn Amerikas Hilfe ausbleibt, der Ausgang des Krieges durchaus nicht in Zweifel gezogen werden könne. Die Nachrichten von einer militärischen Erschlaffung Deutschlands seien ganz unrichtig zc. Dieser ungeschminkte Bericht amerikanischer Offiziere, welcher eine überaus lange Kriegsdauer in Aussicht stellt, mußte naturgemäß äußerst deprimierend wirken, andererseits aber die pazifistischen Elemente der Vereinigten Staaten stärken.

Gegen wen aber wendet sich Amerikas gepanzerte Faust, wenn die gigantischen Rüstungen nicht Deutschland treffen sollen und falls letzteres nur als Aushängeschild dienen sollte. Ist der amerikanische Imperialismus, Militarismus und Navalismus als Schutzmaßregel gegen Japan gedacht, oder birgt er Eroberungspläne von Kanada oder Mexiko oder Westindien in sich. Chester Lloyd Jones schrieb 1916 über die »Caribbean Interests of the U. St.« behufs Vereinigung der zentralamerikanischen kleinen Republiken und Inseln zu einem gemeinsamen Verwaltungsgebiete unter Vormundschaft der Union. Natürlich würde man gegebenenfalls den Kolonialbesitz der Engländer, Franzosen und Holländer nicht respektieren; die Insel St. Thomas wurde den Dänen bereits abgekauft und in ähnlicher Weise würde der Newyorker Yankee versuchen, die zwischen Panama und Labrador verstreuten fremden Interessen abzulösen. Aber „gehst du nicht willig, so brauche ich Gewalt“ und dazu sollen nach europäischen Mustern Armee, Flotte und Geldsack einträchtig zusammenwirken.

Angesichts der großen, vielleicht ausschlaggebenden Bedeutung des U-Bootkrieges für Befristung des Krieges werden folgende Daten von Interesse sein:

Der Flottenbestand war in Gemäßheit des Lloydregisters (Schiffe von mehr als 100 Tonnen) folgender in Bruttotonnen:

Flagge	1914	1915	1916
Zentralmächte:			
Österreich-Ungarn	1,056.000	1,018.000	893.000
Deutschland	5,459.000	4,706.000	4,152.000
Türkei	133.000	133.000	101.000
	<u>6,648.000</u>	<u>5,857.000</u>	<u>5,146.000</u>
Ententemächte:			
Großbritannien	21,045.000	21,274.000	20,902.000
Amerika	3,015.000	3,540.000	3,796.000
Belgien	352.000	276.000	272.000
Brazilien	324.000	317.000	304.000
China	93.000	98.000	98.000
	<u>24,829.000</u>	<u>25,505.000</u>	<u>25,372.000</u>
Übertrag	24,829.000	25,505.000	25,372.000

Flagge	1914	1915	1916
Fürtrag	24,829.000	25,505.000	25,372.000
Ruba	59.000	38.000	38.000
Frankreich	2,319.000	2,286.000	2,217.000
Griechenland	837.000	909.000	733.000
Italien	1,668.000	1,737.000	1,897.000
Japan	1,708.000	1,826.000	1,847.000
Portugal	121.000	123.000	334.000
Rumänien	57.000	55.000	61.000
Rußland	1,054.000	1,055.000	1,069.000
	<u>32,652.000</u>	<u>33,534.000</u>	<u>33.568.000</u>
Neutrale Mächte:			
Argentinien	222.000	223.000	214.000
Chile	126.000	129.000	120.000
Dänemark	820.000	855.000	858.000
Holland	1,496.000	1,523.000	1,509.000
Mexiko	47.000	43.000	43.000
Norwegen	2,505.000	2,529.000	2,771.000
Peru	53.000	54.000	47.000
Spanien	897.000	899.000	830.000
Schweden	1,118.000	1,122.000	1,025.000
Anderere	127.000	143.000	139.000
	<u>7,411.000</u>	<u>7,520.000</u>	<u>7,556.000</u>

In dem ausgewiesenen Stande von 1916 sind sämtliche von der Entente beschlagnahmten Schiffe vom Bestande der Zentralmächte abgerechnet und jenem der Ententestaaten zugeschlagen; dadurch erklärt sich die stärkere Abnahme bei Deutschland, die geringere Abnahme bei England, sowie die Zunahme bei Italien, Portugal und Rußland. Bei der amerikanischen Tonnage erscheinen die Binnenseeschiffe, welche mehr als 23 Millionen Tonnen ausmachen, abgerechnet, da sie hier nicht in Betracht kommen.

Der Verlust von Handelsschiffen seit Kriegsausbruch beträgt:

a) Zerstörung durch kriegerische Ereignisse:

1. neutraler und feindlicher Schiffsraum in Bruttoregister-tonnen (laut Veröffentlichung des deutschen Admiralstabes)

bis Ende Mai 1917	8,368.000	
Juni	1,016.000	
Juli	811.000	
August	808.000	
September	672.000	
Oktober	674.000	
November	607.000	
Dezember	702.000	13,658.000

2. der Zentralmächte insgesamt 310.000

13,968.000

b) durch Seeunfälle.	Fürtrag . . .	13,968.000
Seit Kriegsausbruch bis Ende 1914 zirka . . .	300.000	
1915 " . . .	621.000	
1916 " . . .	780.000	
1917 " . . .	799.000	2,500.000
	<u>Gesamtabgang</u>	<u>16,468.000</u>

Neubauten aller Seemächte.

Seit Kriegsausbruch bis Ende 1914 zirka . . .	1,200.000	
1915 " . . .	1,200.000	
1916 " . . .	1,500.000	
1917 " . . .	3,000.000	6,900.000

Netto-Abgang 9,568.000

Verminderung per Saldo $20\frac{1}{2}$ Prozent des Weltschiffsraumes von 47 Millionen vor Kriegsausbruch, beziehungsweise 23 Prozent vom Schiffsraum der Entente und der Neutralen von 40 Millionen Bruttoregistertonnen.

Die Folgen des U-Bootkrieges für die Entente gehen aus nachstehender Aufstellung hervor:

Schiffsraum der Ententestaaten bei Kriegsausbruch	32,652,000	
Schiffsraum aller neutraler Staaten	7,411,000	40,063,000
Raperung und Beschlagnahme von Schiffen der		
Zentralmächte durch die Entente zirka	1,800,000	
Zuwachs durch Neubauten zirka	6,800,000	8,600,000
Zerstörung durch Kriegsereignisse	13,658,000	
Verlust durch Seeunfälle (erkl. Zentralmächte) zirka	2,400,000	16,058,000
so daß der Reinerlust für die Entente und Neutralen per Saldo		7,458,000
Tonnen (= $18\frac{1}{2}$ Prozent) beträgt.		

Die Bedeutung dieser Verluste für die Entente resultiert aus folgender Aufstellung:

Der Schiffsraum der Entente und der Neutralen betrug bei Kriegsausbruch	40,063,000
hievon sind kleinere Schiffe bis 2000 Tonnen Tragfähigkeit in Abzug zu bringen, da dieselben sich zumeist für Übersetransporte nicht eignen und in der Regel für nahe und ferne Küstenschiffe verwendet werden. (Ausnahmen pro und kontra heben sich auf.) Dieser Abgang beträgt auf Grund genauester Kalkulation zirka 23 Prozent	9,214,490
für den Überseeverkehr verblieben	30,848,510
In Verwendung für die militärischen Zwecke der Entente entfallen gering gerechnet 14 Millionen, davon 23 Prozent (wie vorerwähnt) 3,220,000	10,780,000
ausliegende neutrale Dampfer	680,000
zerstörte Dampfer per Saldo 7,458,000; hievon 23 Prozent ab	5,745,000
Übertrag	17,205,000

	Fürtrag . . .	17,205.000
ebenso sind 70 Prozent der russischen und rumänischen Tonnage (1,130.000) abzuführen, da diese im Schwarzen und Baltischen Meere eingesperrt waren und daher für die Zwecke der Entente nicht in Frage kamen, 790.000 abzüglich 23 Prozent		
		608.000
		17,813.000

Es verbleiben somit zur Verfügung der Entente und Neutralen für überseeische Handelszwecke der Zivilbevölkerung und deren Ernährung (300 Millionen Menschen exklusive Kolonien, Rußland, Rumänien, Japan, China, Südamerika zc.) 13,038.000 Tonnen, gegenüber 30,848.500 Tonnen vor dem Kriege, so daß der gesamte Abgang 59 Prozent beträgt. Aber auch diese 13,038.000 Tonnen stehen der Entente nicht vollständig zur Verfügung, denn ein großer Teil des neutralen Schiffsraumes, z. B. von Holland, Spanien, Skandinavien zc. gelangt für interne Handelszwecke zur Verwendung und ist für die Entente nicht zu haben. Ein anderer Teil, der bis zur Deklaration des rücksichtslosen U-Bootkrieges den Großbritannienverkehr bediente, zieht es seither vor, die Gefahrenzone nicht zu befahren und ist daher für England, Frankreich und Italien auch nicht zu haben. Endlich ist ein Teil der Handelschiffahrt der Ententemächte in den Kolonien gebunden oder im Handelsverkehr der Vereinigten Staaten mit Südamerika sowie Ostasien engagiert usw.; man kann diese Formen des weiteren Abganges gering gerechnet totaliter mit 4 Millionen Tonnen beziffern, so daß gegenwärtig kaum mehr als 9 Millionen Bruttoregistertonnen für den gesamten transozeanischen Fernverkehr der Entente und sämtlicher Neutraler verbleiben.

Was speziell die Situation von Großbritannien anbetrifft, so erscheint dieselbe prekär. Auf Grund amtlicher Darstellung von deutscher Seite verfügte England am 1. Februar 1917 über 19½ Millionen Bruttoregistertonnen Handelsfrachtraum inklusive der Kolonial- und auch der beschlagnahmten Schiffe der Zentralmächte. Von dieser Zahl sind jene in Abzug zu bringen, welche der Küstenschiffahrt dienen, sowie den Dienst auf den kanadischen Seen machen, endlich die in Reparatur befindlichen, vorsichtig gerechnet 1½ Millionen Tonnen. Der verbleibende Raum von 18 Millionen verminderte sich zufolge Kriegsverluste und natürlichen Abganges unter gleichzeitiger Gutschrift der Neubauten, angeblich 1,163.000 Tonnen pro 1917, durchschnittlich um 450.000 bis 500.000 Tonnen monatlich und dürfte am 1. März 1918 nur noch 13,000.000 Tonnen betragen haben.

Unter Berücksichtigung des Raubbaus, zumal Reparaturen und Überholungen der Maschinen aufgeschoben werden, der sich verschlechternden Qualität der Schiffsmannschaft, insbesondere der Kapitäne, Offiziere und Maschinisten, der durch die Kriegsverhältnisse und minderere Kohlenqualität herbeigeführten Fahrtverlängerung ist es begreiflich, daß die Schiffsraumnot sich immer mehr bemerkbar macht und in das wirtschaftliche Leben Englands, aber auch Frankreichs und Italiens eingreift.

Um den militärischen Zwecken: Truppentransporte, Versorgung des Heeres,

Hilfskreuzer, Kohlentransporte, Wachpatrouillen, Minendienst, Lazarettsschiffe etc. Genüge zu tun, sowie die Bedürfnisse Frankreichs und Italiens zu unterstützen (Ministerpräsident Ribot bezifferte in der Sitzung vom 30. Juli 1917 die englische maritime Hilfe an Frankreich auf 700 Schiffe mit 2,100.000 Tonnen, wovon England dringend Rückgabe eines Teiles verlangte und erhielt), mußten mindestens 60 Prozent der Handelsflotte in Anspruch genommen werden. Es ist klar, daß jede Versenkung eines Fahrzeuges, welches für den militärischen Hilfsdienst zur Verwendung gelangte, aus dem Reservoir der allgemeinen Handelsfrachtonnage ersetzt werden muß. Wenn also am 1. Februar 1917 bestenfalls $7\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen für die Zivilbedürfnisse von Großbritannien (Versorgung des Landes mit Lebensmitteln, Rohstoffen, Fabrikaten und Export) übrig blieben und sich durch Hilfe der fremden Flaggen auf $10\frac{3}{4}$ Millionen erhöht haben mögen, so verringerte sich dieser Raum bisher um mindestens 6 Millionen Tonnen Kriegsverluste und Normalabgang unter Berücksichtigung der Neubauten. Wie bereits vorerwähnt, ist ein Teil des neutralen Raumes abgesperrt und für Bedienung eines englischen Verkehrs nicht mehr zu haben. Es kann daher der gesamte Stand der Großbritannien zur Verfügung stehenden eigenen und Hilfsstonnage unter Gutschrift der Neubauten am 1. März 1918 auf höchstens zirka $4\frac{3}{4}$ Millionen Tonnen beziffert werden. Er verringert sich von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, so daß auch der vorsichtigste und leidenschaftsloseste Rechner sich auf den fünf Fingern auszurechnen vermag, wann Englands Lebensader, der Schiffsraum, nicht mehr genügen wird, um trotz aller Einschränkungen den zum Leben und Kriegführen nötigen Verkehr weiter aufrecht zu erhalten.

Die Entente bietet selbstverständlich alles auf, um der U-Bootgefahr zu begegnen. Sie chartert die Schiffe der Neutralen in nord- und süd-amerikanischen Häfen zu phantastischen Preisen. Die Leistungsfähigkeit der Dampfer wurde durch Deckaufbau, Herabsetzung der Ladelinie etc. vermehrt. Die Erfinder der Neuen und Alten Welt, allen voran der Veteran Thomas Edison, arbeiten, erwärmt von Patriotismus und angelockt durch hohe Prämien, um neue Rezepte zur Abwehr von Torpedos und Vernichtung der U-Boote zu erfinden. Das letzte Tarnkappenmittel, Anwendung von Dampf und Rauch zur Unkenntlichmachung des angegriffenen Schiffes hat sich als ungenügend erwiesen. Die Schiffe werden bewaffnet und tunlichst in Convois in Begleitung von Kriegsschiffen abgefertigt; dies hinderte jedoch die U-Boote nicht diese Schiffskolonnen erfolgreich anzugreifen und teilweise zu vernichten.

Als wirksamster Schutz gegen U-Bootgefahr kann bisher nur erhöhte Fahrgeschwindigkeit angesehen werden, indem Fahrzeuge mit 18 Knoten und mehr Stundenleistung seltener dem Torpedo zum Opfer fallen. Es ist jedoch unter den jetzigen Verhältnissen äußerst schwierig, neue Kessel und Schiffsmaschinen behufs Herstellung der raschen Fahrt einzubauen, ganz abgesehen von der Kohlenknappheit. Auch die freiwillige und unfreiwillige Einschränkung des Konsums führt nicht zu dem ersehnten Ziele. Es gäbe allerdings ein konkretes und sicheres Mittel, um der unheimlichen deutschen Versenkungstätig-

keit ein Paroli zu bieten, nämlich eine derartige Vergrößerung des Schiffbaues, um in kurzer Zeit die Schiffsverluste zu paralysieren, das wäre, mehr Schiffsraum zu produzieren als jeweils zur Vernichtung gelangt. Aber dies ist viel leichter gesagt als getan.

Sicherlich bieten die Ententestaaten alles Erreichbare auf, um so viele Schiffe so rasch als möglich zu konstruieren und ihre zahlreichen Schiffswerften sind Zeugen einer besonders regen und eifrigen Tätigkeit. Namentlich in Amerika erwachte ein noch nie dagewesener Schiffsbauenthusiasmus, der in erster Linie allerdings auf praktischen Erwägungen und Zwecken basiert. Zuerst wurde Massenbau von kleineren Holzschiffen empfohlen und in der Presse derart aufgebauscht, daß die Amerikaner binnen weniger Tage überzeugt wurden, daß ihre Schiffswerften in einigen Monaten dreimal soviel Holzschiffe produzieren würden, als die gesamten Versenkungen durch die U-Boote betragen. Der Durchschnittsleser glaubt nahezu alles, was seine Zeitung schreibt und namentlich die amerikanischen Blätter sind durch ihre sensationslüsternen Übertreibungen (Bluffs) weltberühmt geworden. Alles wird in Amerika rasch geglaubt und rasch vergessen.

Das „New York Maritime Register“ vom 16. Mai 1917 veröffentlichte eine Warnung an die Schiffsbaubehörde, das Programm auf Erbauung einer Holzflotte für Transport von Lebensmitteln und Munition keineswegs durchzuführen und verwies auf das Gutachten der englischen Schiffsexperten, welche den Bau von großen Stahlschiffen empfohlen haben und von kleinen Holzschiffen entschieden abrieten, da sowohl Baukosten, als auch Kohlenkonsum sich bedeutend größer stellen und weit mehr Arbeitskräfte verbraucht werden würden. Man sah daher von Holzschiffen ab. Ein zweiter Versuch galt Betonschiffen, über welche jedoch noch kein endgültiges Urteil abgegeben werden konnte. Man ist der Ansicht, daß kleine Betonschiffe sich gut eignen, dagegen größere von 6000 bis 10.000 Tonnen Displacement nicht widerstandsfähig genug sein würden. In England wird die Idee der sogenannten Standard Steamer, A B C-Typen von 800 bis 3000 Tonnen Kapazität, trotz des Einspruches maßgebender Fachkreise des Schiffbaues und der Reeder praktisch erprobt. Man experimentiert gegenwärtig mit einigen fertiggestellten Schiffen, welche jedoch nicht zu befriedigen scheinen. Die englische Schiffszeitung „Fairplay“ vom 6. September bringt eine höchst abfällige Kritik über diese Schiffe, deren erstes vor vier Monaten von einem deutschen U-Boote versenkt wurde.

Die englischen Schiffswerften konstruierten 1913 1,900.000, 1914 1,660.000, 1915 650.000, 1916 580.000, 1917 angeblich 1,163.000 Tonnen neuer Schiffe. In Ansehung des schwerwiegenden Umstandes, daß ein Teil der Werften unausschiebbare Arbeit für die Kriegsmarine zu verrichten hat, und erwägend, daß bedeutender Mangel von Material, Arbeitern, Kesseln und Maschinen sehr hemmend entgegenwirkt, gelangt man zu dem nüchternen Resultate, daß es weder 1917, noch 1918 den Alliierten gelingen kann, das infolge Torpedierung, Minen und anderer Seegefahren verursachte Manko durch Neubauten auch nur annähernd zu ersetzen. Die Zahl der deutschen U-Boote nimmt zu, desgleichen ihre Leistungsfähigkeit und wenn wir in den nächsten

Monaten einen Nachlaß der versenkten Tonnage verzeichnen sollten, so ist die natürliche Erklärung in der unaufhaltsam abnehmenden Gesamttonnage der Entente zu finden.

Wenn demgegenüber die englischen Staatsmänner von Lloyd Georges angefangen bis zu Lord Milner, einschließlich Asquith, Herbert Samuel, Lord Robert Cecil, Sir Eric Geddes Barnes, Churchill, Jellicoe u. a. einstimmig die U-Bootgefahr als überwunden erklären und aufreizende Reden behufs Fortführung des Kampfes halten, so ist dies nichts anderes als Stimmungsmache. Bereits im Mai 1917 verstieg sich Lord Northcliffe (Interview mit Mr. Keen von der „New York Sun“) zu der Behauptung, daß die Regierung sehr bald volle Fakten und Ziffern publizieren wolle, welche den unwiderlegbaren Beweis erbringen, daß ein deutscher Sieg der U-Boote gänzlich ausgeschlossen sei. Sowohl Northcliffe als auch die englische Regierung sind bis heute den Beweis dieser Behauptung schuldig geblieben. Wenn ferner Lloyd Georges im englischen Unterhause enunzierte, daß England 1917 dreimal, vielleicht viermal so viel Schiffe erbauen werde als 1916 und noch mehr 1918, so ist dies teilweise bereits widerlegt, zum anderen Teil ebenso Bluff wie viele anderen Enunziationen dieses Führers der Nation, bei dem ein Widerspruch den anderen jagt, und von dem ein kanadischer Redner sich äußerte, daß er der Menschheit zur Schande gereiche. Den sprechendsten Beweis für die nicht mehr erträgliche Kargheit des Schiffsraumes, welche durch die deutsche Methode der Seekriegführung verursacht wurde, bilden die unerhört hohen Frachtraten (z. B. für eine komplette Schiffsladung von Colombo nach Marseille im September 1000 Schilling pro Tonne), welche es auch zuwege brachten, daß der Kohlenpreis in Italien auf 400 bis 500 Lire pro Tonne stieg, ferner die letzten Notierungen für Schiffsversicherung des Kriegsrisiko (War risk), für welche man unabhängig von der gewöhnlichen maritimen Affekuranzprämie und unabhängig von der Versicherung der Waren einen Zuschlag von 9 Prozent für eine Reise von den Vereinigten Staaten nach Frankreich oder England und $5\frac{1}{2}$ Prozent für eine Reise zwischen England und Frankreich einhebt. Dies würde einer Jahresprämie von 80 bis 120 Prozent entsprechen, respektive besagen, daß nach Ansicht der englischen Staatsasskurateure jedes Ententeschiff zum Tode binnen 12 Monaten verurteilt erscheint.

Holländische und schwedische Schiffe, zum Teil mit Getreide beladen, wurden monatelang in amerikanischen und englischen Häfen zurückgehalten auf die Gefahr hin, daß die Ware verdirbt. Die Entente wandte nun die bekannten Gewaltakte an, um auch diesen Schiffsraum zu beschlagnahmen und für sich zu verwenden.

Die englische und amerikanische Fachpresse, welche allerdings vom großen Publikum nicht gelesen wird, und deren Mitteilungen von der Tagespresse unterdrückt werden, kommentiert schon seit Monaten die unhaltbare Situation und verlangt Klarheit und Wahrheit. Im August hielt die Newyorker Handelskammer eine Sitzung ab, in welcher der Vorsitzende die amtlichen englischen Angaben kritisierte und die Verheimlichung der tatsächlichen Sonnenverluste als eine absichtliche Täuschung bezeichnete. Die englische Schiffsfahrtszeitung „Fairplay“ drückt

am 6. September 1917 den ironischen Wunsch aus (im Anschluß an die bekannte Prophezeiung Lloyd Georges): Wir möchten sehr gerne wissen, wann der glückliche Zeitpunkt erreicht wird, daß der Gewinn im neuen Schiffbau die Verluste kompensiert. Der britische Schiffbaukontrollleur Sir Joseph Maclay wünschte, die Vereinigten Staaten mögen binnen Jahresfrist sechs Millionen neuen Schiffsraumes bauen, da sonst ihre Hilfe im Kriege als totgeborenes Kind zu betrachten sei. Die Verwirklichung einer derartigen Utopie erscheint jedoch völlig ausgeschlossen. Es ist wirklich unverständlich, wieso unter den gegebenen Verhältnissen die Leiter der englischen Politik die wiederholt dargebotene Hand zu Friedensverhandlungen zurückstoßen und das großbritannische Weltreich obstinat immer mehr dem Abgrund nähern. Die Haltung der englischen Machthaber kann man nur mit dem ehemals immens reichen Bankrotteur vergleichen, welcher, um seine Spielfreunde zu täuschen, und den Schein zu wahren, noch immer die Reste seines Vermögens zum Fenster hinauswirft und sogar geliehenes Geld bereits angreift. Nur selten hört man Äußerungen, welche die tatsächlich desolante Situation Englands wie mit einem grellen Blitzstrahl beleuchten. Ein solcher Rotschrei war der Ausruf von Bonar Law, anläßlich des in London am 12. September 1917 zu Ehren des amerikanischen Kongreßdeputierten Mac Kormik gegebenen Frühstückes: „In welcher Lage wären wir heute ohne Amerika.“ Aber auch Woodrow Wilson kann nicht mehr helfen, denn Amerikas Hilfsaktion kommt zu spät und kann den nach menschlicher Voraussicht im Sommer 1918 erwarteten vollen Erfolg des Unterseebootkrieges schwerlich aufhalten. Auch Iljum mußte fallen . . .

Sollte sich jedoch das Wunder ereignen, daß England im Vereine mit seinen Alliierten bis zur neuen Ernte durchhält, dann wird sich die Ernährungsfrage der Neutralen grundzöglich ändern. Ohne Zweifel gelangen dann die Zentralmächte in die Lage, die befreundeten Nachbarn, namentlich Schweiz, Holland und Schweden durch die Überschüsse aus Rumänien und der Ukraine unter die Arme zu greifen. Man kann nicht annehmen, daß ein solch realwirtschaftlicher Umschwung auf die realpolitische Situation einflußlos bleiben sollte.

Mit Hinweis auf Fortschritt und Zivilisation wollte Woodrow Wilson eine Weltvormundschaft einführen, den Zentralmächten den Todesstoß versetzen und die Neutralen zur Gefolgschaft zwingen, in der Meinung, daß er die Bevormundung der europäischen Ententestaaten bereits besiegelt habe. Damit hat er sich jedoch selbst als Feind jeglichen menschlichen Fortschrittes und der Zivilisation stigmatisiert.

„Der Hauptfeind des Fortschrittes des Menschengeschlechtes und der Zivilisation ist der bevormundende Geist, d. h. die Spekulation, die menschliche Gesellschaft könne nicht gedeihen, wenn ihre Angelegenheiten nicht unausgesetzt von Staat und Kirche bewacht und behütet bleiben, so daß die Kirche lehre, was sie zu glauben, der Staat, was sie zu tun habe.“ Kein geringerer als der von Woodrow Wilson besonders verehrte Henry Thomas Buckle hat dies in seiner „Geschichte der Zivilisation in England“ geschrieben. Die mittelalterlichen Bevormundungen der Kirche haben in-

folge der Reformation und der fortschreitenden Kultur den größten Teil ihrer Kraft verloren. Die neuzeitlichen Bevormundungen der Staatsgewalt, als deren gewaltigster Interpret ganz merkwürdigerweise der gegenwärtige Präsident der größten und mächtigsten bestehenden Republik, Woodrow Wilson, auftritt, werden ebenfalls ihr Ziel nicht erreichen. Es könnte sich ereignen, daß die irregeleitete englische Nation noch im letzten Momente die nüchterne Beurteilung der Situation zurückgewinnt und ebenso einsichtsvolle, wie weitblickende Patrioten an die Spitze der Regierung beruft, um diesem schrecklichen Kriege durch einen Verständigungsfrieden das von der ganzen Welt heiß ersehnte Ende zu bereiten. Die Macht und der Reichtum des englischen Weltreiches beruhte auf drei Säulen: erstens auf dem großen Zwischenhandel mit hochentwickelter Industrie mit dem Finanzzentrum London, zweitens auf dem Besitz der größten Handelsschiffahrtsflotte der Welt und drittens auf dem wirtschaftlichen Ausbau der größten und blühendsten Kolonien auf dem Erdenrund. Nun weisen diese drei Säulen sehr bedenkliche Sprünge auf. Das Finanzzentrum der Welt in Verbindung mit der größten Entwicklung des Handels und der Industrie zog Newyork an sich; die einst so stolze Handelsschiffahrt erscheint erheblich gemindert und wird unaufhaltsam weiter dezimiert. Es ist aber wahrscheinlich, daß wenn zwei Säulen bersten, die dritte allein den machtvollen Bau des großbritannischen Weltreiches nicht ertragen könnte.

In Österreich-Ungarn wünscht sicherlich niemand eine derartige Zerstörung, zumal seit jeher die freundschaftlichsten politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichen bestanden haben. Ebenso wünscht jedermann in Österreich-Ungarn die Wiederherstellung ungetrübter Beziehungen zu der nordamerikanischen Union, in welcher Millionen ausgewanderter Österreicher sich eine friedliche Existenz begründet haben. Daher wäre auch nach dieser Richtung hin höchst wünschenswert, wenn der kurze, aber inhaltsreiche orientalische Segensspruch: „Friede sei mit euch!“ baldigst zur Tat werde.

Zu dessen Herbeiführung müssen aber auch die Zentralmächte ihr Scherflein beitragen: Österreich-Ungarn durch baldigste Herstellung eines wahrhaften inneren Friedens und Befriedigung der berechtigten Ansprüche seiner Nationen, Deutschland durch durchgreifende Demokratisierung der öffentlichen Gewalten.

Endlich muß innerhalb der Zentralmächte mit der unausgesetzten Friedenspropaganda, wofür jemand das unschöne und übertriebene Wort „Friedensgewinsel“ formte, Schluß gemacht werden. Die zahlreichen Rundgebungen der selbstlosen Friedensbereitschaft werden seitens der Publizität der Entente mißbraucht und als untrügliche Zeichen des inneren Verfalles und der zunehmenden Ohnmacht der Zentralmächte dargestellt.

Der Zweck dieser absichtlichen Täuschungen ist klar. Die erschöpften Nationen der Alliierten, welche zumindest ebenso friedensbedürftig sind wie Wien, Berlin, Konstantinopel und Sophia, werden immer von neuem durch die Fata Morgana des Sieges und der damit zusammenhängenden Beute abgehalten, Friedensverhandlungen zu beanspruchen. Je mehr die österreichischen und deutschen Staatsmänner, Abgeordneten, Körperschaften und Presse für den

Frieden demonstrieren, desto mehr entfernen sie die Völker davon; je weniger sie es tun, desto früher werden sie den Frieden erreichen. Und daß ein Verständigungsfriede von ungleich größerem Segen für die hartgeprüfte Menschheit sein wird wie die vom Sieger geschwungene Knute, darin dürften wohl die besonneneren Vaterlandsfreunde aller Nationen übereinstimmen und dagegen wird auch Präsident Wilson keine Einwendungen erheben können.

Welche, die Folgen der Wilsonschen Einmischung in den europäischen Konflikt auch sein mögen, eines ist sicher: durch die Kriegserklärung an Deutschland setzte sich Wilson mit einem Schlage über die amerikanische Magna Charta, welche den Namen Monroe Doktrin führt und in fünf Jahren das Säkular-Jubiläum feiert, hinweg. Der Sinn, Zweck dieser von den Amerikanern ängstlich behüteten, bei jeder Gelegenheit zitierten Lehre untersagt den europäischen Mächten, sich fortan in inneramerikanische Verhältnisse einzumischen. Wilson hat sich jedoch namens der Vereinigten Staaten das Recht usurpiert, in europäische Verhältnisse mit Waffengewalt einzugreifen. Dadurch zerstörte er den Grundpfeiler der amerikanischen Politik, die Monroe Doktrin.

Vom deutschen Formwillen.

Eine rassenbiologische Richtlinie.

Von Heinrich Driesmans.

Das Wesen alles Lebendigen beruht in der Formwaltung. Vom einfachsten Pflanzen- und Tierleben, das ewig die gleiche Form und Gestalt durch Neuzzeugung wiederholt, bis herauf zum menschlichen Organismus, der sich die Gäfte und Kräfte aller Lebewesen dienstbar macht und in seine Formgewalt bannt, zieht sich der Formverwaltungs- und Gestaltungstrieb als roter Faden durch die gesamte natürliche Entwicklung. Das schöpferisch-geistige Innenleben des Dichterdenkers und Künstlers bildet nur den höchsten bewußten Ausdruck dieses Waltens des Formlebens als die plastische Kraft des Organismus, die ins Geistige umgesetzt triebartig weiter wirkt und drängt im Gestaltungswillen. Wie aber die Pflanzen- und Tiergattungen gewissermaßen in einer bestimmten Form erstarrt und festgelegt sind, aus der und über die hinaus das in ihr gebannte Leben nicht mehr sich weiterzubilden und gestalten vermag, so ergeht es auch dem organischen Leben auf der menschlichen Stufe. Sobald dieses gewissen äußeren Interessen dienstbar wird, versagt seine innere schöpferische Gestaltungskraft und es erstarrt in der Form. Nicht anders ergeht es diesem Leben auch bei seinem höchsten Ausdruck im Dichterdenker und Künstler; sobald deren Schaffen rentablen Zwecken dient, verfällt es in die sogenannte „Manier“, das will sagen, es wiederholt nur immer die gleiche Formwaltung und Linienführung, unvermögend sich noch in lebendig-ursprünglicher Schöpferkraft darüber hinaus zu neuen höheren Formwaltungen in unvergänglichen Meisterwerken zu erheben. Diesen eignet es aber, daß die Wahrheit und Schönheit in ihnen mit den einfachsten Mitteln zum höchsten Ausdruck ge-

bracht veraugenscheinlicht wird, wie es das größte Problem der Technik ist, mit dem geringsten Energieaufwand die höchstmögliche Leistung zu erzielen. Das Leben als höhere Formwaltung ist somit ein ökonomisches Problem, denn nur durch höchste Ökonomie seiner Kräfte kann der Mensch überhaupt, wie der Dichterdenker und Künstler im besonderen, der Formerstarrung entgehen und sein inneres seelisch-geistiges schöpferisches Vermögen gleichsam flüssig erhalten zu immer erneuten gesteigerten Formwaltungen seines Denkens und Gestaltens.

Es ist aber deutsche Art, alles Gewordene in der Geschichte wie in der Kultur gleichsam in der Idee wieder zu erlösen und neu zum Ideal zu gestalten und so aus der Erstarrung in einem Interessenkreis zu erretten; das bedeutet aber, das Gewordene dem Werden zurückzugewinnen und der Höherentwicklung tätig anzupassen. Rudolf Goldscheid unterscheidet daher eine „unökonomische Ökonomie“, die nur auf rentables (erstarrendes), von der wahrhaftigen Ökonomie, die auf produktives (steigerndes) Schaffen hinwirkt, und fordert „aktive Anpassung des historisch Gewordenen an unsere reifste Erkenntnis, statt der bisherigen passiven Anpassung unserer höher entwickelten Art an das historisch Gewesene“. Das heißt aber planmäßige biologische Auslese als höhere Formwaltung des Gesamtlebens im Volksorganismus an Stelle der gegenwärtigen antisozialen Zukunftsauslese. Mit dieser Umordnung der Anpassung von der nach unten zu der nach oben ist in der Tat der Drehpunkt getroffen zur Steigerung und Höherwaltung der Gesellschaft durch den Aufstieg der Begabten, in dem sich der Rassenökonom und Biologe mit dem Menschenökonom und Ethiker berührt.

Um den gemeinsamen Angriffspunkt und das Angriffsziel, das wir anstreben, in einen kurzen Satz zu fassen, so ist dies: daß überall in unserem Kulturleben die schöpferischen Interessen den rentabeln dienstbar gemacht und geopfert werden. Für die Kunst ist dieser Übergang in dem bekannten Wort ausgesprochen: „die Kunst geht nach Brot“. Das heißt, sie ist gezwungen, sich den Verhältnissen und Bedürfnissen unseres Kulturlebens anzupassen, oder sie zwingt sich dazu um Goldes willen. Aber auch das gesamte übrige produktive, vorwärtsschaffende Leben geht nach Brot, und die besten, vornehmsten, architektonischen Triebe und bauenden Kräfte werden gemeinen Interessen geopfert und unter deren Schwankungen verborgen und verzogen wie Eisenkonstruktionen unter dem Einfluß von Erdbeben. Statt daß, wie es gehörte, das wachsende Werden mit unwiderstehlich vorwärts drängender Kraft unser Kulturleben in höhere, vollkommene Formen hineinziehen und allmählich zum Ideale höchster Formwaltung hinführen sollte. Aber das Menschenleben leidet anscheinend an einer Art Konstitutionsfehler, der ihm nur gestattet, für Augenblicke sich über einen gewissen Zustand hinauszuhoben, um danach immer wieder rückfällig zu werden — wie der Lahme, der wohl für einen Moment wankend die Krücke fallen lassen kann, um sofort, wie ihn die Kräfte verlassen, wieder danach zu greifen; oder der Menschenaffe, der wohl aufgerichtet zu gehen vermag, aber doch immer lieber wieder die bequemere Gangart auf allen Vieren wählt, sobald er sich nicht mehr vom Wärtler zu menschenähnlicher

Haltung veranlaßt sieht. Unser Sittengesetz, der Kantische Imperativ, hat unserer Kulturwelt die menschenähnliche Haltung geistig noch nicht einzuverleiben vermocht. Das liegt aber nicht sowohl an den Menschen dieser Welt, die kulturell immer wieder auf alle Viere zurückfallen, so oft sie den Wärtter des kategorischen Imperativs aus dem Auge verlieren, als an diesem Wärtter selbst, der ebenfalls an einem Konstitutionsfehler krankt und damit sein Amt ungenügend ausfüllt. Die Korrektur, die dieser Konstitutionsfehler des Kantischen Imperativs zu seiner berichtigenden Ergänzung bedarf, ist von Goldscheid dahin formuliert worden: „Handle so, daß deine Handlungsweise, zur allgemeinen Maxime erhoben, einen Höherentwicklungsfaktor der menschlichen Gattung in physischer und intellektueller Entwicklung darstellt.“ Während Kant fordert, so zu handeln, daß die Handlungsweise allgemeine Maxime werden möge, und „daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst“. Das heißt aber im Grunde nichts anderes, als die Anpassung an die Maxime der Allgemeinheit, nämlich an die Maxime der Alltäglichkeit und Gemeinheit. An der Hand dieser Kantischen Maxime ist alles höhere, fortschreitende und schöpferische Leben verraten. Der Halbheit dieser Kantischen Maxime ist es zu danken, daß unser Leben sich kulturgeistig zu keinem aufrechten menschenähnlichen Gang zu erheben vermag, sondern nach jedem Versuche, sich zu höherem Menschentum aufzurichten, affenartig immer wieder auf alle Viere zurückzufallen pflegt. Diesem Kantischen Massenimperativ stellen wir die Maxime entgegen, welche fordert, so zu handeln, daß deine Handlungsweise stets zur Maxime der Führerinstinkte und der Führernaturen deines Volkes werden kann.

Wir haben also hiemit gegenüber der Maxime des Kantischen Massenimperativs, der in einer doppelten Moral zum Diener der Masseninstinkte herabgewürdigt wird, die Maxime des schöpferischen, des biologischen Imperativs gewonnen, welche mit unseren führenden, vorwärts gerichteten Instinkten im Einklang ist, und wir wollen diese Maxime nun an unseren Führernaturen und Institutionen besonders erproben, ob und wie sie davor bestehen. Der passiven Anpassung erliegen wir insgesamt und vor allem gegenüber dem Staate, vom ersten politischen und geistigen Führer bis zum letzten Kuli. Gleichviel ob in der monarchischen oder republikanischen Form. Der Staat ist nicht der Inhalt und Inbegriff, sondern nur die Form des Lebens der Nation, aber eine notwendige Form, ohne die ein Volk und mit ihm die Kulturwelt in das Chaos zurückgeworfen würde*.

Auch diejenigen, welche gegen die Staatsform, wie sie gegenwärtig in deutschen Landen herrscht, die monarchische, ausbegehren, wie die Sozialisten und Demokraten, würden, zur Macht gelangt, sich doch auch an eine feste Form irgendwelcher Gestalt für die Nation binden, sie würden einen gewissen „Staat“ bilden müssen, um das Leben des Volkes zu „fassen“, wie man einen

* Vgl. damit meinen Beitrag in dem bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienenen Werk über die Staatsidee: „Die protestantische Staatsidee in ihrer Bedeutung für die Rassen- und Gesellschaftsbiologie.“

Strom in Ufer faßt, damit er nicht die Felser überschwemmt und verwüstet, und brauchbar zur Schifffahrt wird. Oder wie man einen Edelstein faßt, um seine Schönheit und Leuchtkraft zu betonen und schärfer, heller hervortreten zu lassen. Demokraten und selbst Sozialisten würden also auch eine gewisse „Anpassung“ fordern, denn daß ihr Staatsideal, ihr Zukunftsstaat, ohneweiters das evolutionistische Ideal erfüllen sollte, dürften sie doch wohl selbst nicht glauben. Wie wir es denn in Frankreich erlebt haben, daß selbst ein Ultraradikaler, wie Briand, als Ministerpräsident während des Eisenbahnerstreiks sich hart gegen seine ehemaligen Genossen in erzreaktionärer Haltung wenden mußte, um nicht alles drunter und drüber gehen zu lassen, und nicht nur die Form des Lebens seiner Nation, sondern auch deren Inhalt, um Frankreich als Kulturnation nicht völlig lahmgelegt vor der übrigen Welt bloßzustellen und politisch und wirtschaftlich deren Beute werden zu lassen. Die passive Anpassung an den Staat in irgend einer Form ist also ein Erfordernis, das wir in gewissem Grade oder in gewissen Fällen gelten lassen müssen, denn wir befinden uns im Staate noch immer in einem Notstand und einer Notwehr gegen die übrige Welt, weil es eine überstaatliche und übernationale Gerechtigkeit und Macht nicht gibt, welche dem höheren Menschenrechte gegenüber den Machthabern und ihren Völkern Geltung verschaffen könnte. Wir sind also auf unseren Staat angewiesen als Rückhalt, Rückendeckung und Operationsbasis auch zur Verwirklichung unseres evolutionistischen Ideals, ohne welche wir überhaupt darauf verzichten müßten, diesem Ideal auch nur in Gedanken näherzutreten, weil anders uns der Boden und jegliche Aussicht auf seine Realisierung völlig entzogen wäre. Wenn sich aber eine Lücke auftun sollte, wo den Hebel fruchtbar einzusetzen, um uns dem evolutionistischen Ideale näherzubringen, da erfordert natürlich der biologische Imperativ gebieterisch aktive rückhaltlose Anpassung an das Ideal entgegen dem Staate. Nur dürfen wir uns nicht der Täuschung hingeben, dieses Ideal oder auch nur den Weg zu diesem Ideal mit der vollen Verwirklichung der demokratischen oder sozialistischen Staatsform zu betreten. Nicht anders wie gegen die monarchische, würde sich auch gegen diese Staatsformen bedingungslose passive Anpassung von unserem Imperativ aus verbieten, und auch sie könnten diesem gegenüber nur als gewisse „Rückendeckung“, als Form des Lebens der Nation Geltung beanspruchen, unter deren Schutz wir der Verwirklichung des evolutionistischen Ideals nachgehen dürften.

Diese passive Anpassung ist die Folge einer intellektuellen Bestechung feinsten, sublimsten Art. Und mit solchen und ähnlichen „Bestechungen“ arbeitet in seinen Institutionen und deren Vertretern unser Kulturleben überall gegen den produktiven, eigenschöpferischen Formwillen unserer Natur in seiner aktiven Anpassung an unsere reifste Erkenntnis, an das evolutionistische Ideal. Selbst die sogenannte „Ethik der Arbeit“ als Bollwerk gegen die metaphysische Spekulation ist im Grunde doch vielfach auch nichts anderes als eine Ablenkung und Festlegung dieses Formwillens in unproduktiver, spielerischer, tändelnder und nichtiger Betätigung, selbst im wissenschaftlichen Betriebe, wie bei der kompilierenden und registrierenden Benützung so vieler Forscher und

Gelehrten, über welche „geistigen Magazinauffeher- und Museumsexistenzen“ Paul de Lagarde seinen Spott ergießt. So daß Tolstoi wiederum einer Ethik des „Nichtstuns“ das Wort reden konnte, als eines höheren Ideals in der Sammlung und Konzentration auf neuen inneren Formwillen gegenüber der überhasteten, zerfahrenen Betriebsamkeit unserer Tage, die ihr Ziel längst aus dem Auge verloren hat und kaum noch weiß, zu welchem Zwecke sie sich letztlich müht. Jedes Festlegen in einen „Spezialismus“ ist eine solche Lahmlegung des Formwillens unserer Natur, die sich damit zu keinem reinen, freien, vollen Menschentum mehr erheben kann und darin verkümmert und buchstäblich in die Brüche geht; und unser ganzes rein beruflich gegliedertes und ausgetragenes Kulturleben arbeitet darauf hin, diesen Formwillen in uns überhaupt auszuschalten, zu unterdrücken und abzutöten. Damit aber sind die höchsten ethischen und geistigen, die höchsten schöpferischen Werte in Gefahr, ebenfalls mit ausgeschaltet, unterdrückt, abgetötet zu werden und damit das Menschenleben für die Zukunft dem rohesten Materialismus, der Politik des reinen, beziehungsweise unreinen bloßen, nackten Do-ut-des und Tantum-quantum auszuliefern.

Dahin hat uns die reine Ethik der Arbeit um ihrer selbst willen gebracht, die den biologischen Imperativ nicht kennt und sich vom evolutionistischen Ideal abgewendet hat. Die letzte gefährlichste Bestechung und Täuschung des Formwillens war die durch die Ethik der Arbeit, weil sie ihm von seiner einstigen metaphysischen Verirrung scheinbar eine heilsame Erlösung gebracht; nun aber gilt es, diesen Willen wiederum von der falschen, irreführenden, ablenkenden und lahmliegenden „Arbeit“ zu erlösen, die ihn ihrerseits wieder seiner wahren höheren Bestimmung im Werdegang nach dem evolutionistischen Ideal entfremden will.

So erliegt unser Formwillen von Tag zu Tag und auf Schritt und Tritt neuen Bestechungen, Versuchungen, Anfechtungen — „Anpassungen“, und die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts kann im gewissen Sinne letzten Grundes als ein ungeheurer Eliminations- und Abstokungsprozeß des Formwillens der Natur angesprochen werden, in welchem zu allen Zeiten und in allen Perioden die Elemente ausgeschieden oder, wie in unseren Tagen, in Institutionen und Organisationen, Berufen und Ämtern „begraben“ werden, die diesem Prozeß der reinen Emporgestaltung des Lebens aus eigenen inneren schöpferischen Kräften nicht gewachsen sind. Der Formwille befreit sich auf diese Weise von allen geistig unselbständigen Elementen, die in der restlosen Anpassung an den Staatsdienst wie an den der sozialistischen oder einer anderen Parteiorganisation, an das katholische oder protestantische Kirchentum ihren Unterschlupf finden, um von diesen „hinausgelesenen“ die anderen erlesenen Elemente zu sondern in reinlicher Scheidung, welche sich in aktiver Anpassung an diesen reinen Willen zur Form emporgestalten lassen wollen zum evolutionistischen Ideal.

Freilich hat noch kein Mensch diesen Willen vollkommen zu verwirklichen vermocht, womit das Ideal ja auch erreicht sein müßte. Selbst bei unseren Größten, die ihn in höchster Potenz verkörperten und erlebten, ist das „Allzu-

menschliche“ wieder schließlich durchgeschlagen, um die letzte Weihe und Vollendung zu vereiteln*. Nehmen wir das Leben Goethes z. B., so können wir uns der Empfindung nicht entschlagen, daß „Weimar“ für ihn letzten Grades doch auch eine Art leichter, sublimster Bestechung gewesen ist, eine „Versuchung“, der sein Formwille in gewissem Grade erlag. Wir haben an anderer Stelle versucht, diesem Umstand psychologisch auf den Grund zu gehen*. Während Schiller ganz Gestaltungskraft und Gedanke ist, der in energischster Formenstrenge die Stoffe meistert, erscheint Goethes dichterische Begabung wie ein zwangloses Sichgehenlassen, bei dem ihm alles mehr angeflogen kommt und er seine „genialen Funde“ macht. Dieser Eigentümlichkeit kam das Leben des Weimarer Hofes entgegen, dessen Odem lähmend auf seine Willens- und Schaffenskraft wirkte. In der ganzen langen Zeit bis zu seiner ersten italienischen Reise (1776 bis 1786) konnte er die Hofgesellschaft mit Sing-Sang, Kling-Klang, mit Scherzspielen und Maskeraden, Prologen und Epilogen unterhalten, ohne das Bedürfnis zu fühlen, eines der vielen angefangenen Werke, wie Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, zu Ende zu führen. Erst die italienische Reise brachte ihn wieder zu energischem Arbeiten, mit der er sich für eine Weile aus diesem Leben herausriß. Schade, sagt Viktor Hahn in seinem Buch „Gedanken über Goethe“, daß die Ärzte ihn in der Folge statt nach Karlsbad nicht in eines der Taunusbäder oder nach Baden im Schwarzwald geschickt; die Berührung mit der Mutter Erde hätte dort vielleicht die dichterische Kraft länger in ihm erhalten, und was der Weltmann in dem Umgang mit lustigen Wirten und schalkhaften Schankmädchen verloren hätte, das wäre der gestaltenden Phantasie zugute gekommen. Dem Formwillen seiner Natur, sagen wir dafür, der in Weimar gelähmt worden. Schopenhauer brüstete sich damit gegen Goethe, daß er seine Selbständigkeit bewahrt, während dieser sich einem Hofe verkauft habe. Und mit so viel Grund, daß Schopenhauer seinen Formwillen reiner bewahrt hat, weil allerdings eine solche Untersuchung, beziehungsweise Berufung, nie an ihn herangetreten ist!

Wenn eine Kategorie unserer Kultur, so hat die Kunst dem biologischen Imperativ in der Anpassung an das evolutionistische Ideal zu folgen, die eine Führerin durchs Leben und über das Leben hinaus sein will in der Widerspiegelung aller Erscheinungen und letzten Überspiegelung aller Dinge im interessfreien reinen Schauen, wie ihrer Hinaufgestaltung und Vollendung zu dem, was der Naturwille zur Form mit ihnen sagen, aber nur stammelnd und stückweise auszudrücken vermochte. Wenn aber der Kunst einer Zeit, dann gebührt der modernen dieser Formwillen in einem Grade, daß sie zu dem flachen Naturalismus unserer Tage herabsinken konnte, der, weit entfernt die Natur nach Dürer als ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen zu geben, sich mit einem geistlosen Abklatsch von ihr zufrieden gab. Aber diesen Verfall des Formwillens in der bildenden Kunst ist genug gehandelt worden; weniger wohl über den in der Dichtkunst, der aber noch ungleich verhängnis-

* „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben.“ Verlag Alfred Kröner, Leipzig.

voller wirkt, da er durch das lebendige Wort unmittelbar zu den Menschen dringt. Die passive Anpassung an die herrschenden Verhältnisse ist nirgends größer als bei den schriftstellernden Künsten, und in einer tückischen Selbstironie gerade bei den Autoren, welche in ihren Romanen und Dramen die moderne Ideenwelt und liberalisierende Weltanschauung der Freigestaltung und Freizügigkeit in allen Verhältnissen zum Ausdruck bringen und der auflösenden Überwindung aller alterstarrten, herabgebrachten gesellschaftlichen und familiären, wie der religiösen Kultformen und Sakramente das Wort reden. Gerade diese Autoren haben sich von den großen Verlegern für hohe Honorare kaufen lassen, welche Sensations- und Phantasiepreise mit ihren Werken machen, und sie veranlassen oder durch den lockenden Gewinn verleiten, Jahr um Jahr neue Dramen und Romane auf den Markt zu werfen und durch dieses Viel- und Überschreiben den künstlerischen Formwillen ihrer Natur zu Tode hegen, der in den Produkten in der Tat flacher und immer flacher herauskommt, wie die Abzüge eines Stifts von einer über- und abgenutzten Platte. Das nennen wir eine der verhängnisvollsten Anpassungen an den modernen oberflächlichen Zeitgeist und seine nervenreizenden oder banalen Bedürfnisse, weil ihr diejenigen erliegen, die unsere geistigen Führer zum evolutionistischen Ideal des biologischen Imperativs sein sollten, oder doch von Natur dazu berufen sind, die Walter ihres Formwillens, unsere Dichter und Denker. Wenn man sah, wie in den letzten Jahrzehnten selbst Männer wie Jensen und Wilbrandt Jahr aus Jahr ein Roman über Roman in die Welt setzten, bis ihnen endlich der Atem darüber ausging, ohne auch nur einmal ein Werk tiefer ausreifen zu lassen, wie die Dichter unserer klassischen Tage, dann konnte einem fast die Schamröte in die Wangen steigen über diese Arbeitsweise in einer Verschwendung von Kraft, welche einem edleren, vornehmeren Formwillen damit entzogen wurde.

Es gibt ein Wort von Friedrich Hebbel, das den Imperativ der evolutionistischen Ethik klar erfasst und den biologischen Standpunkt scharf umgrenzt. Ein ganz persönlich schlichtes Wort, indem er sagt, daß die Anfechtungen und Zurückweisungen, die er im Leben erfahren, die wiederholte Ablehnung auch seiner bestdurchdachten und gearbeiteten Werke ihm immer nur wie eine Aufforderung erschienen seien, mit höheren, vollkommeneren Leistungen darauf zu antworten. In so tiefer Fühlung stand Hebbel mit dem Formwillen der Natur, mit dem natürlich eingeborenen Formwillen in sich, daß ihn keine Widrigkeit und kein Anwurf, keine Anfeindung und keine Zurücksetzung mehr niederwerfen, beugen oder gar brechen konnte, sondern nur mehr stärken und sich erhöhen, potenzieren und festigen in dem Glauben an seine Mission, die ihn das wahre Ziel des Lebens voll stolzer Demut darin erkennen ließ, die Negation der Welt an uns schöpferisch zu beantworten und das Leben biologisch zu bejahen. Dies ist im Sinne der evolutionistischen Ethik die einzig biologisch begründete Stellung zum Leben, ob man nun im praktischen Wirken tätig steht, oder auf dem Gebiete des Geistes und in der Kunst wie in der Religion. Dieser Standpunkt berührt und deckt sich mit dem des alttestamentarischen Prophetentums, das jeden Schicksalsschlag seines

Volkes wie des einzelnen als eine Probe auf die Glaubensstärke an Jahve empfand und kündete, welche der Stammesgott mit ihm vornahm, wie besonders das tiefste und vornehmste Buch der Bibel, Hiob, weist, wonach Lessing bekanntlich eine Art Erziehung des Menschengeschlechts an der Hand des Volkes Israel herleiten wollte. Die biologisch-schöpferische Antwort auf die Schicksalsfrage des Lebens in diesem Sinne ist aber zugleich der Ausdruck höchster Vernunftethik wie höchster Vernunftökonomie. Hier würden diese beiden Kategorien in eins verschlungen.

Was im höchsten Sinne ethisch, kommt in der äußeren Welt des Handelns als geläuterte Ökonomie des reifsten Verstandes zum Ausdruck, und diese Ökonomie ist vollendete Ethik des Handelns. Unter Ökonomie verstehen wir die geordnete, geregelte Wirtschaftsweise eines Volkes als Form seines kollektiven Daseinskampfes, also seine wirtschaftliche Vernunft gegenüber der vernunftlosen Ökonomie der Natur, welche mit Keimen und Körpern verschwenderisch sinnlos wirtschaften kann, weil sie in unerschöpfliche Quellen greift. Des Menschen Kräfte aber sind beschränkt, und seine unökonomische Vernunft hat bisher einen Raubbau am Menschenverstand getrieben, das ihm die Quellen der Natur anboten, der sich nur mit dem Frevel vergleichen läßt den frühere, ökonomisch tiefstehende Völker an den Kräften der Natur begangen. Ein solches unwirtschaftliches, unökonomisches Volk in gewissem Grade waren die schönheitsfrohen Griechen, welche ihr Land wohl in eine herrliche Tempelwelt von verschwenderischer Marmorpracht verwandelten, aber es so völlig von der Bergwehr des Waldes entblößten, daß die Sturzwasser ihnen alle Ackerkrume fortschwemmten und das Land in einen unfruchtbaren Steinboden verwandelten. Auch dachten sie niemals daran, ordentliche Straßen und Verkehrswege zu bauen, worauf die ökonomischere Vernunft der Römer vor allem aus war, und haben ihre schöne Natur damit zu der Dürre und Dürftigkeit heruntergewirtschaftet, aus der sie ihre Nachfahren bis heute nicht wieder erheben konnten. Nicht anders erging es in der Folge auch den Römern durch das Latifundienwesen und die ungeheure Verwirtschaftung von Menschenmaterial in der völligen Entblößung des Landes von der ackerbauenden Grundbevölkerung, womit auch das fruchtbare Italien unter Mitwirkung der folgenden Völkerstürme in eine Einöde verwandelt wurde, die bis heute noch nicht völlig der Kultur zurückgewonnen ist. Das schlimmste Vergehen dieser Völker war überall ihr gewissenloser Raubbau am Menschentum, besonders am eigenen Volkstum, und durch diesen Mangel an menschenökonomischer Vernunft sind die früheren Stämme der arischen Rasse vor allem zugrunde gegangen.

Mit den Deutschen aber ist eine Wandlung in diese Verhältnisse gekommen. Ihre starke Gemütskraft und Gefühlsbetonung hat sie unter dem Einfluß des Christentums, und zumal dem wiedererstandenen Evangelium, zu einer geistigen Formwahrung und Vernunftökonomie heranreifen lassen, welche den Menschen im Menschen nicht nur zu achten und zu werten, sondern zu heben und steigern gelernt hat. Die Entfaltung dieses Geistes in allen Verhältnissen unserer Tage hat den Boden bereitet zu einer rationellen Menschen-

ökonomie großen Stils, welche, um folgerichtig zu verfahren, zu einer Rassenökonomie führen muß, nämlich zu einer biologischen Auslese der tüchtigsten, hervorragendsten Qualitäten unseres Volkstums und ihrer Vereinigung zu einer rassenwirtschaftlichen Vormacht im Volke, die als eine neue Waffe in der höheren Formwaltung unseres Daseinskampfes die Umwelt in ihren Bann zwingt, wie die menschliche Vernunft einst der rein natürlichen Umwelt Herr geworden ist. Der ungeheure Kräfteverbrauch im gegenwärtigen Weltkrieg und die ungewissen Verhältnisse nach einem kommenden Frieden müssen zu einer noch ungemein verschärften Menschenökonomie führen und eine Zusammenfassung und Straffung aller und zumal der besten und erlesensten fordern, wenn das deutsche Volkstum sich in seiner isolierten und Sonderstellung fruchtbar behaupten und wachsend aufarten soll, zu der es noch auf lange hinaus bestimmt und berufen erscheint.

Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber.

Von Anton Bettelheim.

III*. Ein Archivgang: Anzengruber und die Wiener Theaterzensur.

Am 12. Dezember, dem Tag, an dem Anzengruber 1889 begraben wurde, schrieb der Wiener Volksfänger Wilhelm Wiesberg im „Extrablatt“: „Einen nicht unwillkommenen Beitrag zur Charakteristik des uns leider zu früh durch den Tod entriessenen Dichters Anzengruber dürfte folgende Episode bilden, welche ich mit ihm im Jahre 1867 erlebte. Damals war Anzengruber als bescheidenes Mitglied in einer ambulanten Singspielhalle (Konzeffion Campi) engagiert, für welche ich einaktige Burlesken lieferte. Eines Tages zupfte mich der sonst nicht sehr mitteilsame Anzengruber am Armel und steckte mir ein kleines Heftchen mit den Worten zu: ‚Da hab‘ ich eine Soloszene g‘schrieb‘n für den Komiker X. und möcht‘ gern die Meinung eines andern Menschen d‘rüber hör‘n, lesen Sie’s durch.‘ Ich nahm das Manuskript mit nach Hause und staunte über die gewaltigen Geistesblitze, welche dasselbe durchflamten. Es betitelte sich ‚Der politische Laternanzylinder‘ und war in einem so freien Stil abgefaßt, daß ich es ihm mit den Worten wieder brachte ‚Das Wunderbarste, was ich je in diesem Genre gelesen und gehört habe. Sie vergessen jedoch, daß wir in Osterreich eine Zensur besitzen. Drei Jahr‘ Festung‘, setzte ich scherzend hinzu, ‚wer so ‘was vorzutragen, riskieren würde.‘ Der ideale Freiheitsmensch Anzengruber schüttelte ungläubig den Kopf und schickte das Manuskript der zensurierenden Polizeibehörde, von wo es richtig mit dem obligaten ‚Zum Vortrage nicht zulässig‘ zurückkehrte. Der beleidigte Dichter zerriß sofort sein Werk mit den unmutigen Worten ‚Da hab‘ ich einen schönen Begriff von Preßfreiheit bekommen, ich schreib‘ in meinem Leben keine Zeile mehr.‘ Zum Glück für uns Wiener hat der Poet sein Wort nicht gehalten, sonst wären wir um ein gewaltiges Stück Literaturgeschichte ärmer.“

* Vgl. „Österreichische Rundschau“, Band LIV, Heft 1 u. 2, vom 1., beziehungsweise 15. Januar 1918.

Anzengrubers Schöpferdrang war stärker, als aller Ingrimms wider die Zensur, die dem größten Dramatiker des Nachmärz das Leben nicht weniger verbitterte, als dem größten Dramatiker des Vormärz, Grillparzer. Zwanzig Jahre nach jener ersten Zornesaufwallung über das Verbot des politischen Laternanzünders, 1887, machte Anzengruber seinem Groll über die seinem „Einsam“ in den Weg gelegten Hindernisse in einem Brief an Professor Volin Luft: „Fragen Sie sich, wie mir und jedem Dramatiker zu Mut sein muß, wenn ihm die ergreifendsten und einschneidendsten Probleme kurzweg von der Zensur konfisziert werden, wenn er von Staats wegen das Publikum jahraus jahrein laden soll, um sich die alte Geschichte, wie Hans die Grete kriegt oder nicht kriegt, vorleiern zu lassen. Unsere Zeit, wenn je eine Zeit zuvor keine Bühne gehabt hat, hat aber schon gar keine. Psui Teufel.“

Die Berechtigung dieses harten Urteils war ich bemüht an der Hand der Akten des Archivs für Niederösterreich im einzelnen zu prüfen: Glossy wies mir den Weg, Herr Dr. Edmund Frieß war mein hilfreicher Beistand; dem Rat beider Herren danke ich den fast lückenlosen Einblick in die Zensurberichte über sämtliche in Wien gespielte Stücke Anzengrubers. Einer späteren Buchausgabe dieser „Neuen Gänge“ muß aus Raumrücksichten die vollständige Mitteilung der Akten vorbehalten bleiben. Einstweilen mögen ein paar Proben zeigen, was die Zensur für und gegen Anzengruber getan hat.

Gutschreiben will ich ihr zunächst den Bericht über den im Frühling 1866 im Harmonietheater gespielten Einakter „Ein Telegraphist im Nachtdienst“, dessen Handschrift verschollen und dessen Inhalt bisher unbekannt geblieben, von dem Zensor indessen folgendermaßen festgehalten ist: „Jettchen Rose langt aus einer nahen Station ein, um über Auftrag ihres Vaters die eben zugereiste Tante aufzusuchen. Sie kommt zu ihrem Bräutigam, dem gerade den Nachtdienst versehenen Telegraphisten Briegler und übernimmt für ihn den Dienst, welchen sie als Mann verkleidet zu leisten hat, während er sich fortbegibt, um ihre Tante in der Stadt zu suchen. Das Herbeikommen des Notizensammlers Schnürsler, dann des Stationschefs Schnurmann und seiner Gattin Anatolia veranlaßt komische Verwicklungen, welche nach Brieglers Zurückkunft zu allgemeiner Zufriedenheit aufgeklärt werden, nachdem es sich herausstellt, daß Anatolia die Tante ist, welche Jettchen aufzusuchen gekommen ist. Die Aufführung wäre durchaus zulässig. Wien 3. Februar 1866.“

Nicht so glimpflich, als dieses „Lustspiel in 1 Akt von L. Gruber“, das übrigens dazumal nirgends zugelassene weibliche Telegraphenbeamte vorausahnt, behandelte die Zensur Anzengrubers Faschingposse „Der sistierte Reformtürk oder ein Ausflug nach der Türkei“; schon das anno Belcredi heikle Wörtchen „sistiert“ mußte auf dem Theaterzettel fehlen: zugleich wurden aber alle angeblichen „Zoten und politischen Anzüglichkeiten“ so grausam getilgt, daß der arme Anfänger einem Jugendbekannten melden mußte: „Neulich haben sie in allen Zeitungen mehr oder minder den Stab gebrochen über ein Produkt, das ich dieser hiesigen theatralischen Pfründnerei geschrieben, es hieß ‚Der Reformtürk‘. Dieses Stück wurde auf Wunsch unserer geistreichen Direktrice

auf das vorhandene türkische Kostüm geschrieben, ich löste diese Schulaufgabe mit Geschick, die Zensur jedoch fand, daß ich ein sehr schlimmes Bubi sei und strich mir mit Blei- und Rotstift von 40 Seiten, die das Buch zählt, rund 23!!!“ Es wird sich zeigen, daß sie dem „Vierten Gebot“ 1877 noch übler mitspielte.

Desto erstaunlicher und nur durch den politischen Umschwung erklärlich ist der Zensurbericht Nr. 991. „Der Pfarrer von Kirchfeld. Volksstück mit Gesang in 4 Akten und 5 Bildern von J. J. Klemm.“ (Anzengruber hatte das Stück anonym durch seinen Jugendfreund Lipka einreichen lassen und ich weiß nicht, ob die Wahl des Namens J. J. Klemm von der Direktion des Theaters an der Wien oder von Lipka und dessen Auftraggeber herrührt.) Der junge aufgeklärte Priester Hell, welcher durch die Verwendung seines Gönners des Grafen Peter von Finsterberg Pfarrer von Kirchfeld geworden ist, sichert sich durch eine humane und kluge Wirksamkeit die Liebe und Achtung der ihm anvertrauten Gemeinde. Allein trotz seiner gedeihlichen Seelsorge vermag er nicht die Zufriedenheit seines Protektors, des Grafen Finsterberg, zu erringen, da er es verschmäht, an der politischen Bewegung der Zeit teilzunehmen und in dieser Richtung im Interesse der Kirche tätig zu sein. Der Graf, eigentlich ein Heuchler und Egoist, erfreut sich unter dem Scheine eines Streiters für die Kirche einer hohen Gunst bei dem Vorsteher derselben. Er macht nun seinen bedeutenden Einfluß gegen den ehemaligen Schützling geltend, um die Exkommunikation des Pfarrers Hell zu erwirken. Dieser läßt sich jedoch in seiner gewohnten Tätigkeit nicht irre machen. Allein in der Folge verliebt er sich in die bei ihm in Dienst eingetretene Magd Anna Birkmeier und gerät so in die Gefahr, durch eigene Schuld die Liebe und Achtung seiner Gemeinde wieder zu verlieren. Glücklicherweise bleibt es für ihn nur bei der Gefahr. Denn Michel Berndorfer, ein früherer Verehrer des Mädchens und Dorfgenosse desselben, wirbt um ihre Hand, welcher Werbung sie auch Gehör schenkt. Die beiden Brautleute wenden sich an den Pfarrer Hell mit der Bitte, daß er ihre Trauung vollziehen möge. Nicht ohne bedeutenden Seelenkampf entschließt sich der beliebte Seelsorger zur Erfüllung dieser Bitte, kann jedoch nicht umhin, dem jungen Ehepaar gegenüber den Gedanken an Selbstmord laut werden zu lassen. Als er dann wieder mit seiner Gemeinde versöhnt und sein Ansehen gewahrt erscheint, macht seiner ferneren Wirksamkeit die Exkommunikation ein unerwartetes Ende. Er fügt sich dem Machtspruche und nimmt Abschied von der Gemeinde, indem er sie segnet, während die Kirche nur zu fluchen weiß. Die Tendenz dieses Volksstückes, dessen gewandter Verfasser durch Witz, glänzende Diktion und eine blendende Sophistik das Interesse zu erregen und zu fesseln versteht, ist dahin gerichtet, durch Glorifizierung eines aufgeklärten liberalen katholischen Priesters die entgegengehaltenen vergewaltigenden Bestrebungen der Ultramontanen in ein unvoreilhaftes Licht zu stellen, was insbesondere aus der auf Seite 19, 20, 29, 30, 34, 35, 36, 49, 51, 61, 66, 114, 183, 194, 210, 211, 223, 238 und 239 bezeichneten Stellen hervorgeht. (Randbemerkung, vermutlich der Statthalterei: „nach Weglassung der auf S. 20, 29, 34, 35, 114, 183, 194, 210, 211, 238 und 239 bezeichneten Stellen dürfte nach dem Antrage der k. k. Pol. Dion vorgegangen werden. Wien, 24. Juni 1870.

Thaa.) Da jedoch eine direkte Beleidigung der Religion oder eine Herabwürdigung einer anerkannten Kirche nicht vorliegt, so dürfte mit Hinblick auf die erfolgte Zulassung mehrerer Bühnenwerke, in welche Episoden ähnlichen Inhaltes wie z. B. in ‚Nemesis‘ von D. F. Berg eingeflochten sind, und nach Beseitigung der vorerwähnten Stellen so wie der S. 129 bezeichneten Stelle die Aufführung dieses Volksstückes bewilligt werden. R. k. Pol. Dir. Wien, 23. Juni 1870. Skala.“ Die Statthalterei fertigte daraufhin das Volksstück von J. J. Klemm „Der Pfarrer von Kirchfeld“ der Pol. Dir. mit dem Bedeuten zu, dasselbe zur Aufführung zuzulassen: „nur haben die auf S. 29, 34, 35, 40, 129, 183, 194, 210, 211, 212, 238 und 239 durchstrichenen Stellen wegzubleiben und ist darauf zu sehen, daß der auf Seite 43 vorkommende Zug der Wallfahrer nicht, wie Seite 40 angedeutet, mit Kirchensahnen erscheine.“

Wer die verhältnismäßig geringfügigen Polizeizensurstriche des „Pfarrers“ mit den Strichen des Bühnenmanuskriptes vergleicht, das mir vom Eigentümer des Theaters an der Wien anvertraut wurde, sieht, daß ärger als die Polizei die Regie gewaltet hat und leider bis zur Stunde nach diesen ersten Strichen weiter schaltet: die Schlusszene wenigstens, in der Graf Finsterberg höhrend und triumphierend noch einmal erscheint, sollte längst bei einer sorgfältigen Neustudierung des „Pfarrers“ gespielt werden. Daß die Polizeizensur gegen den „Pfarrer“ so milde verfuhr, daß sie eine Komödie zuließ, die möglicherweise heute, wenn neu eingereicht, größeren, wenn nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen würde, hat wahrscheinlich seinen Hauptgrund darin, daß unmittelbar nach der Aufhebung des Konkordates, inmitten der Kämpfe um die konfessionellen Reformen die Regierung auf Seite der freisinnigen Bühnenpropaganda stand. D. F. Bergs Lebensbild „Nemesis“ beabsichtigt nach dem Vorwort zum Bühnenmanuskript nichts anderes als den „Ausdruck der Verehrung für das parlamentarische Ministerium“; der schlagfertige Possenschreiber stellte ein frommgläubiges Tiroler Elternpaar zwei Söhnen gegenüber, von denen der eine eine Mißhehe einging, der andere, ein Geistlicher, gemäßregelt wird von seinen kirchlichen Vorgesetzten, weil er die Heze gegen die interkonfessionellen Geseze nicht mitmacht. Fast durchweg kontrastieren die heimischen Dramatiker den echten und den falschen Priester: Allen voran Grillparzer in den Gestalten des Bischofs in „Weh' dem, der lügt“ und des herrschfüchtigen Kardinals Rhlesl im „Bruderzwist“; der Volksdichter Kaiser im edlen Prior von „Mönch und Soldat“ als Widersacher des heuchlerischen Erbschleichers Egidius und nicht zuletzt Anzengruber in der Galerie tadelloser Landgeistlicher im Gegensatz zu dem harten Eiferer im „Einsam“. In dem inhaltreichen, längst eines Neudruckes bedürftigen und würdigen Büchlein „Unter fünfzehn Theaterdirektoren“ erzählt Friedrich Kaiser aber, wie es 1859 gelang, „Mönch und Soldat“, den 1849 das Preßbureau des Gouverneurs Welben freigegeben, dadurch von der Bühne fernzuhalten, daß eine Abordnung des Severinus-Bereines beim Kardinal Rauscher mit dem Ersuchen vorsprach, diesen „Frevel gegen Gott und seine heilige Kirche einzustellen. Seine Eminenz hatte zwar darauf erwidert, daß sie zu ihrem Bedauern keinen Einfluß auf die Theater-

zensur üben könne, aber dennoch war schon in der nächsten Stunde ein Schreiben aus dem fürsterzbischöflichen Palais in das Statthaltereigebäude entsendet worden, infolgedessen gegen das Stück in erzählter Weise vorgegangen wurde“.

Mit dem Wandel der Ministerien war ein Umschwung in der Ausübung der Bühnenszensur, wenn schon kein gründlicher, stetiger, gesetzlicher Fortschritt eingetreten. Beim „Meineidbauer“ hatte die Polizei die Streichung von acht Stellen beantragt, die von der Statthalterei auf eine einzige herabgemindert wurde.

Desto verblüffender wirkt der „Die Zwentdorfer Kreuzelschreiber“ betreffende Antrag der Polizei: „in dem vorliegenden Volksstück verfolgt der Verfasser desselben jene bedenkliche antikirchliche Richtung, welche er bereits in dem Stück ‚Der Pfarrer von Kirchfeld‘ betreten hat, noch um einiges dreister, indem er den Kampf gegen das von der katholischen Kirche ausgesprochene Unfehlbarkeitsdogma auf die Bühne bringt (eine Bleistiftnote der Statthalterei lautet bei dieser Wendung: Wo?) und dabei seine Angriffe auch auf das mit dem Bußsakrament verbundene Beichtinstitut ausdehnt und gegen die Geistlichen als Funktionäre desselben aufreizt, diese als Störer des ehelichen und häuslichen Friedens hinstellend. Außerdem werden im vorliegenden Stück die Wallfahrten in der Handlung und im Gesang noch mehr dem Spotte preisgegeben, als dies in dem ‚Pfarrer von Kirchfeld‘ der Fall ist. Die bezeichneten, nicht unbedeutenden Momente sprechen gewichtig gegen die Zulässigkeit des in Rede stehenden Bühnenwerkes zur Darstellung. Man erlaube sich daher die Zurückweisung desselben, eventuell aber Weglassung der auf Seite (folgen 24) bezeichneten Stellen zu beantragen, sowie auch der auf S. 91 angedeutete Gebrauch des Kreuzifixes und bei dem Seite 113, 180 bis 183 angedeuteten Arrangement des Pilgerzuges alles zu unterbleiben hätte, was als offene Verhöhnung der Wallfahrten erscheinen könnte. R. k. Pol. Dion. Wien, 25. Juni 1872.“ „Nachdem“, so heißt eine Randbemerkung, gezeichnet Mack, „bereits in den öffentlichen Blättern so vieles in antikirchlicher und klerikaler Richtung und gegen das Unfehlbarkeitsdogma geschrieben wurde, so dürfte es wohl als unstatthaft erachtet werden, die dadurch hervorgerufene Aufstachelung mittels eines dieselbe Richtung verfolgenden Bühnenstückes zu unterstützen. Von dieser Ansicht geleitet, spricht sich der Gesertigte gegen die Zulässigkeit der Aufführung des vorliegenden Volksstückes aus.“

Der Statthalterereferent v. Sagburg war in dieser Sache besser beraten: „Ein Verbot des vorliegenden Stückes schiene mir nicht gerechtfertigt, da die religiöse Frage, soweit sie den Hintergrund der Handlung bildet, in sehr diskreter Weise behandelt und zudem das Ganze so spaßhaft gehalten ist, daß es nur Lachen erregen, nicht aber verletzen kann. Die Behauptung der Pol. Dion, daß der Verfasser hier in antikirchlicher Richtung weiter gegangen sei, als im ‚Pfarrer von Kirchfeld‘, muß ich entschieden in Abrede stellen. In letzterem Stücke wird ein Priester in Person auf die Bühne gebracht und in dem Konflikte dargestellt, in welchem sich die Stimme der Natur mit den Sätzen des Jölibates befindet, zudem ist es ein durchaus ernst gehaltenes

Stück, dessen Eindrücke auf Gemüt und Verstand nachhaltiger wirken. Der Inhalt des vorliegenden Stückes ist kurz, daß Bauern im bayrischen Gebirgslande eine Vertrauensadresse für einen gegen Neuerungen in der Kirche aufgetretenen Mann unterschrieben haben (hier ist offenbar Döllinger in München gemeint, aber im Stücke nirgends genannt), die Frauen, von geistlicher Seite, wie nur nebenbei angedeutet wird, aufgehetzt, wollen nun ihre Männer zum Widerruf der Adresse bringen und diese Anstrengungen und Intrigen bilden den heiteren Hintergrund der Handlung. Auch selbst die Zurüstungen zu einem Wallfahrterzuge sind nicht anstößiger als der im ersten Akte des ‚Pfarrers‘ auf die Bühne gebrachte Wallfahrterzug oder das Wallfahrterzett in ‚Drei Paar Schuhe‘. Wenn nur der Gebrauch einer Kreuzvortragung, die übrigens im Stücke auch nicht einmal angedeutet ist, unterbleibt, wäre nichts dagegen zu erinnern. Blieben zudem die in der nachstehenden Expedition bemerkten Stellen hinweg, so dürfte das ganze Stück anstandslos zuzulassen sein.“

Das Verbot, das den „Kreuzschreibern“ drohte und von der Polizeidirektion auch dem „Geschworenen“ (den ich im Dezember auffand und in der Neujahrsnummer besprach) zgedacht war, hat beidemal die Statthalterei zu verhindern gewußt. „Das vierte Gebot“ dagegen wurde auch von der Statthalterei verboten: „abgesehen von der bedenklichen Tendenz, welche das Mißverhältnis zwischen den Pflichten der Eltern und den Handlungen derselben mit einer unberufenen Kritik des in seinem wahren und wirklichen Sinn unanfechtbarsten aller Gebote verquickt, muß ganz besonders betont werden, daß die im letzten Akt hervortretende Reue des Priesters über seine Unüberlegtheit und Abereilung in der Verkündung des Wortes Gottes, d. h. vielmehr über seine entschieden falsche Interpretation desselben den Priesterstand diskreditiert“, bemerkte unter anderem die Polizei. „Das Stück“, so fand diesmal auch die Statthalterei, „wenn es auch in seinem Texte manches Körnchen Wahrheit und manche treffliche aus dem Volksleben geholte Situation enthält, ist in seiner Moral für die Menge bezüglich des Familienlebens doch eine gefährliche und verlegt die katholische Religion durch den scheinbaren Nachweis der Trüglichkeit des vierten Gebotes.“ Demgemäß wurde das Stück am 18. Dezember 1877 als zur Darstellung nicht zulässig zurückgestellt. Ein Sturmlauf des armen Direktors in der Josefstadt, Eduard Dorn, setzte die Aufführung am 29. Dezember 1877 dennoch durch: doch um welchen Preis! Der Titel „Das vierte Gebot“ mußte fallen; ein Ersaktitel „Verdorben durch Altern-Schule“ wurde gleichfalls abgewiesen. So durfte auf dem Theaterzettel nur stehen: „Ein Volksstück. Lebensbild in 4 Akten von L. Anzengruber.“ Die gestrichenen Stellen, über zwei Duzend, trafen Hirn und Herz der Dichtung. Das Zensurbuch gleicht einem Friedhof: so viele Kreuze findet man auf Schritt und Tritt; in den Gesprächen der Eltern Schön mit ihrem Sohn, dem Geistlichen; in den berühmten Reden der Hedwig über das Vivisizieren mußten die entscheidenden Wendungen getilgt werden; und zum Schlusse wurde dem Stück der Kern ausgebrochen: das verfühnlische Priesterwort: Denk' an das vierte Gebot! mußte ebenso „wurzweg“ beseitigt werden, wie Martins Abwehr: „Mein lieber Eduard, du hast 's leicht, du weißt nit, daß

's für manche 's größte Unglück is von ihr'n Eltern erzog'n z' werd'n. Wenn du in der Schul' den Kindern lernst: Ehret Vater und Mutter, so sag 's auch von der Kanzel den Eltern, daß s' danach sein sollen."

Man begreift, daß Anzengruber am Tag der Uraufführung seines zu Schanden gestrichenen Meisterwerkes einem Berliner Journalisten, Isidor Landau schrieb, dem er ein zensuriertes Exemplar schickte: „Es wird Ihnen genug Gelegenheit geben, sich über die österreichische Zensur auszulassen, die fürchtet, daß das Volk demoralisiert werde durch Moral. Der erste, der den Kostüf ansetzt, ist bei der Polizeibehörde ein Knabe — in solchen Dingen sage ich ein Knabe; er ist noch nicht seine 30 Jahre alt und ein Protektionskind. Sehen Sie sich, verehrter Herr, die Striche an und Sie werden finden, daß sehr ‚kirchlich‘ und vielleicht in Konsequenz davon sehr dumm gestrichen wurde. Der Zensor geht mit Angstlichkeit jedem ‚Jesus, Maria und Josef‘ nach — das ist alt, aber nicht gut, der Zensor streicht also selbst die Aufschreie. Der Zensor streicht auch jede Anspielung auf das vierte Gebot und die haarscharf ausgesprochene Tendenz des Stückes. Genug, so mißhandelt man Werke besseren Genres oder sagen wir — damit ich bescheiden spreche — besseren Willens in Österreich.“

Grillparzer aber, der an sich die Zulässigkeit einer Zensur nicht von sich gewiesen hätte, sprach 1844 am Schlusse seiner gedankenreichen Betrachtung den Erfahrungssatz aus: „Es kann keine Zensur geben, weil es keine Zensoren gibt.“ Und der Kreis heimischer Schriftsteller, der unter Burckhards Vorsitz ein neues Zensurverfahren beriet, kam zu dem Ergebnis, daß eigentlich die allgemeinen Bestimmungen des Strafgesetzes auch für den Bühnendichter ausreichen würden, soferne sie frei von Willkür auf jeden Text angewendet würden und — angesichts der gebrechlichen Einrichtung der Welt — angewendet werden könnten.

Frank Wedekind.

Von Dr. Max Pirker.

„Tonlos das Wort . . . Doch zuckend blieb
Ein mächtiger Glanz auf seiner Stirne.
Er war der Dichter, der das schrieb.“

In diese Zeilen preßt Alfred Kerr sein Urteil über den Schauspieler Wedekind. So haben wir ihn im Gedächtnis: ein vom Dämon getriebener Mensch, aus tausend Wunden heimlich blutend, wird plötzlich mitten unter den Geschöpfen seiner Phantasie fast gespenstisch lebendig. Er zeugt mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit für das Werk, das immer wieder vom Einspruch der staatsbürgerlichen Welt bedroht wird. Man hat es bis zum Überdruß wiederholt: gewiß, es war viel berechneter Dämonismus, den Bürger zu strecken, viel wunderliche Clownerie dabei — aber tausendmal mehr heiliger, fanatischer Ernst. Wedekind tat den Sprung aus dem Literarischen ins Öffentliche, er wurde der Agitator, der Tribun für seine Ideen. Aber dieser Apostel hatte

den Blick des Fachmannes für die Geseze wirksamer Theatralik. In den Salons der großen Welt bewegt sich eine bunt und herrisch zusammengewürfelte Gesellschaft. Alle sozialen Schranken sind aufgehoben, alle Schichten strömen durcheinander: Aristokraten, Literaten, Zuhälter, Dirnen, Athleten und jene Figur, die auf Wedekind eine geheimnisvolle Anziehungskraft ausübte, der soziale Hochstapler, der Mann, der sich durch fast übermenschliche geistige Anstrengung im seelischen und sozialen Gleichgewichte hält: der Marquis von Reith. Sehr fein hat Hermann Bahr angedeutet, wie Wedekind selbst aus den gesicherten, allen Schwankungen der Moralbegriffe entrückten Schichten des Bürgertums der Sechziger- und Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts herkam und nun in das neudeutsche Betriebszeitalter hineingeworfen wurde.

Er stammte aus alter friesischer Beamtenfamilie, sein Vater, viel umher verschlagen, war kein gewöhnlicher Mensch, Arzt in türkischen Diensten, auch Mitglied des Frankfurter Parlaments. Die Mutter aus deutsch-ungarischem Geschlecht, Schauspielerin, Tochter eines Erfinders, Musikers und politischen Verschwörers, der nach wechselvollen Schicksalen 1857 in der Irrenanstalt Ludwigsburg starb. Die Kindheitserinnerungen des Dichters knüpfen sich an das Schloß Lenzburg im Aargau, ein wundervoller Besitz, der schon im Mittelalter Fürsten und Könige entzückt hatte; hier hatten Viktor v. Scheffel und Konradin Kreuzer gewohnt, auch Strindberg und Berner v. Heidenstamm gelebt*. Immer wieder taucht Schloß Lenzburg in den Werken des Dichters auf: in der Novelle „Der Brand von Egliswyl“ und noch spät in den Dramen „Schloß Wetterstein“ und „Franziska“. Diese schweizerische Kindheit des Dichters wurde wichtig für das Temperament des Dichters, das sich hier hemmungsloser entfalten konnte. Nur ein Süddeutscher oder ein in den Bannkreis südlicher, erregterer, vorurteilsloserer Lebensformen Geratener konnte „Frühlings Erwachen“ schreiben. Und der Vater, ein leidenschaftlicher Verehrer Büchners und Grabbes, gab vielleicht auch hier Richtlinien, die erst später, nach den Jahren der Wanderschaft, wirksam wurden. Die literarische Entwicklungslinie läuft über Lenz und Klinger, über Büchner und Grabbe zu Wedekind, der Büchners „Wozzeck“ auswendig kannte. Aber seine Welt blieb nicht auf die bürgerlichen oder historischen Stoffkreise dieser geistigen Vorfahren eingeengt: das wilde Leben in den Großstädten Europas, Paris und London, zeigte dem jungen Deutschen ein furchtbares Antlitz. Die Welt der Zirkusleute, Schattenspieler, Komödianten wurde die seine, einige Persönlichkeiten treten uns aus dem bunten Trubel greifbarer entgegen: der edle und ritterliche Feuer- und Rauchmaler Rudinoff, der geistvolle Clown Anatole Dsonoff, der dänische Maler und Bilderhändler Willy Gretor. Man begegnet diesen Figuren oft in seinen Dramen, die fabelhafte Lebendigkeit dieser Personen ist hier verankert: vor allem Karl Hetmanns,

* Diese Details verdanke ich der ausgezeichneten Skizze Artur Rutschers „Frank Wedekinds Leben“ in der im Jahre 1914 erschienenen und zu Beginn des Weltkrieges eingegangenen Münchener Theaterzeitschrift „Phöbus“. Univ.-Professor Dr. Artur Rutscher gehört zu den verdienstvollsten Vorkämpfern für Wedekind und sein Werk.

des edelveranlagten Vorkämpfers für Rassenmenschentum, den das Schicksal hohnvoll zerbricht, wunderliche Seele ist nach des Dichters und seiner Freunde Vorbild und innerem Gesicht gezeichnet. Der Begriff der Rasse war in Wedekind sehr stark entwickelt, vielleicht gerade weil er seinen Blick an dem Menschenwirsal der großen europäischen Zentren nicht nur als flüchtiger Besucher, sondern als Miterleber düsterer Schicksale geschärft hatte; daher haben seine Gestalten trotz aller Clownerien und Absonderlichkeiten Mark in den Knochen. Rasse ist für ihn „Einheit in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern“. Diese noch zu ihrer im Zusammenhang mit des Dichters innerer und äußerer Entwicklung zu beleuchtenden Ideengänge trennen Wedekind von der voraussetzungslosen, mystisch über alle Schranken flutenden Menschheitsliebe der jüngsten Generation. Und doch blieb Wedekind der geistige Führer, das Idol und Symbolum der Jugend. In seinem Werk war zum erstenmal das Abrücken vom Bürgertum und seinen Moral- und Kunstbegriffen zu spüren. Was heute etwa Carl Sternheim als „Untaten des bürgerlichen Typus“ mit Geist, aber ohne den dramatischen Atem Wedekinds auf die Bühne stellt, das ist in Wedekinds Werk überall zu spüren. Wedekind selbst hat sich freilich zeitlebens wenig um literarische Moden und Parteien gekümmert, er haßte jedes Programm und lebte nur seiner triebhaften Künstlernatur. Seine Verührung mit den Strömungen der naturalistischen und später der symbolistischen Literaturbewegung blieb immer eine periphere, obwohl er schon in seiner Londoner Zeit durch Maximilian Dauthendey und später in Berlin mit diesen Bewegungen in Fühlung trat. Er ging seinen Weg: einsam zunächst unter dem heftigsten, noch immer nicht völlig beseitigten Widerstand der Zensur, unter der Verständnislosigkeit der Bühnenleiter und Schauspieler und unter dem Hohngelächter des Publikums. Ganz allmählich ging es aufwärts; es fanden sich tapfere, vor Mißersolgen nicht zurückschreckende Direktoren wie Stolberg in München und Reinhardt in Berlin, es fanden sich Schauspieler und Regisseure, die hier eine Fülle lockender Aufgaben sahen. Steinrück und Kayßler, die Ensolzt, Tilla Durieux und Evelyn Landing: sie haben eine Fülle scharf gesformter, aus dem Geiste Wedekinds herausgeborner Gestalten geschaffen, die heute schon zum dauernden Besitz der deutschen und, wenn man es wieder sagen darf, der europäischen Bühne gehören. Ein dauernder Besitz, weil mitten in diesen riesigen Fresken des Weltzirkus ganz wundervoll zarte Farben aufleuchten, Worte aus den graufigsten Lasterhöhlen uns entgegentönen, die nur ein großer Dichter schreiben kann.

Thomas Mann hat mit feinsten Einfühlung und nach persönlichen Eröffnungen Wedekinds uns den inneren menschlichen Mittelpunkt des „Marquis von Keith“ aufgezeigt: die große letzte Szene zwischen Keith und Scholz, die Abrechnung zwischen dem gepeinigten, aber sich stolz behauptenden Schwindler und dem gescheiterten Moralisten, dem freiwillig sich dem Irrenhaus ausliefernden Wahnsinnigen — das Mysterium der Abdankung. Wedekind bekannte, um dieser Szene willen das Stück geschrieben zu haben und gestaltete sie als Darsteller zu ergreifender Wirkung. Es ist ein Leitmotiv Wedekinds: Wir finden es im „König Nikolo“ wie in Sidalla, wo der zer-

brochene Reformator der bürgerlichen Moral zum Zirkusclown degradiert werden soll, wir finden es in grauenhaftester, nicht zu überbietender Steigerung im letzten Akt der „Büchse der Pandora“. Nicht Jack und sein Messer sind hier das Furchtbare, sondern der Moment, da die Gräfin Geschwitz das schönheitstrahlende Bild der Erdgeist-Zulu bringt und in diese Jammerhöhle ein Strahl des unwiederbringlich verlorenen Lebens fällt. Hier fühlt man das Schicksalhafte in Wedekinds Schaffen und nicht umsonst hat er im Vorwort zur „Büchse der Pandora“ sich für das „furchtbare Verhängnis der Unnatürlichkeit“, das auf der Gräfin Geschwitz lastet, ausdrücklich auf die griechische Tragödie berufen und die Gestalten aus Tantalus Geschlecht, denen von den Göttern ein eherner Reif um die Stirne geschmiedet ward, zu Eideshelfern herangezogen. Hier ist bereits die Wendung zur heroischen Tragödie vorbereitet, die sich in „Bismarck“ und in „Herakles“, vielleicht nicht ganz unbeeinflusst vom Erlebnis der Gegenwart, nicht zum Heile des Dichters Wedekind vollzogen hat. Seine Domäne war eine andere. Als Wedekind die „Büchse der Pandora“ schrieb, war er in tiefster Seele von der Überzeugung durchdrungen, damit einer Forderung höchster menschlicher Sittlichkeit zu genügen. Es ist ein religiös gefärbter Ernst, mit dem Wedekind an die wichtigsten Lebensprobleme herantritt und man wird gut tun, dem Dichter Glauben zu schenken, statt ihn der unerhörten Blasphemie zu zeihen, den Moralisten zu spielen, um umso ungestörter die widerlichsten Dinge erörtern zu können. Man mag über die künstlerischen Mittel, die Wedekind rücksichtslos verwendete, denken wie man will: der Mensch und Kämpfer Wedekind bleibt unantastbar. Und wer bedenkt, wieviel vom Erdenrest niederster Unterhaltungsliteratur an den höchsten Schöpfungen der Klassik und Romantik klebt, der wird gerechter über die Zirkusspäße denken, wenn ich auch nicht so weit gehen möchte wie der Dramaturg Hugo Ball, der hier ein für die Bühne der Zukunft wieder entdecktes, mit der japanischen Schauspielkunst urverwandtes Akrobatentum zu finden glaubt.

Freilich hat diese geheime innere Beziehung zum Dunstkreis der Manege auch ihre zweite, negative Seite. Franz Blei hat in seiner interessanten, freilich überaus streng zupackenden Wedekindstudie (Wedekind, Sternheim und das Theater, Leipzig, Kurt Wolff, 1915) dargelegt, wie die Geschöpfe der ersten und zweiten Schaffensperiode Wedekinds vollständig in dem aufgehen, was sie uns vorstellen, also gemissermaßen Elementarwesen sind, daß aber die späten Werke, besonders „Franziska“ und „Simson“ eine Gedankenfülle vorstellen sollen, die weder mit Wedekinds Naturell, noch mit seiner Mentalität im Einklang steht. Doch wir, die wir in erster Linie den Dramatiker Wedekind würdigen, sehen seinen Höhepunkt in den Dramen, die noch nicht über die Sphäre dieses fleischgebundenen Geistes ins Metaphysische, das sogar nicht seine Domäne ist, hin ausstrahlen. Es ist schade, daß er anstatt nach dem Kranze des antiken Tragikers zu langen, nicht den Ehrgeiz hatte, der deutsche Aristophanes zu werden. Wenn man sein „Daha“ des persönlichen Anlasses entkleidet, ist es die graziöseste Literatursatire der Gegenwart, den literarischen Bosheiten der Romantik völlig ebenbürtig. Und die Novelle

„Minchaha“, das helle Gegenstück zu „Frühlings Erwachen“ ist eine graziöse und dichterisch beschwingte Paraphrase der Devise Wedekinds: Fleisch hat seinen eigenen Geist. Hier ist die Sexualität ganz Natur und Trieb, dabei so leicht und schwebend, daß kein Staatsanwalt der Welt dem Dichter gram werden könnte. Seine Novellen überhaupt verdienen als Keimzellen seiner Dramen stärkere Beachtung als sie bisher gefunden haben. Die eminent künstlerischen Gesichtspunkte des Dichters äußern sich sogar in der Anordnung der unter dem Gesamttitel „Feuerwerk“ gesammelten, nicht sehr zahlreichen Novellen. Die grauenhaften Halluzinationen der lebensstrogenden Klara Fischer in der Novelle „Der greise Freier“ stehen in wohlervogenem Kontrast zu der beseeelten Freude und zu dem elementaren Bühnenjubiläum in „Liebe auf den ersten Blick“. Aber nicht diese Feinheiten sind es, die das Phänomen Wedekind zu einem geistigen Repräsentanten unserer Zeit machen. Wedekinds Name und Werk sind auf lange Zeit hinaus mehr als ein nur literarisches Programm: ein Programm freien, ungehemmten Menschentums, das zu verwirklichen einer fernen Zukunft vorbehalten ist.

Rundschau.

Zwei Dramen.

Zum heiligen Strome, an dem Rahel um ihre Kinder weinend saß, ist der Eine gezogen, den schwärmerischen Blick auf die Zinnen der ewigen Stadt gerichtet, in die klaren Bergeshöhen und den Frieden eines einsamen Kirchhofs steigt der andere empor: beide auf der Flucht vor den ihre feinen Nerven zerrüttenden kleinlichen, folternden Quälereien des Weltkrieges, um ihn dort wiederzufinden in seiner Größe und Gewalt, in seiner Bedeutung, wie sie der kümmerliche Alltag nur zu sehr verhüllt und entstellt. Kein Zufall, daß das Buch der Bücher, die Mythe und Sage, gerade heute unsere Dichter immer wieder lockt, daß aus der Urzeit der Menschheit, den Fabeln von Titanen und Göttern ihnen das Gefühl der Erhebung über die Erbärmlichkeiten der Gegenwart erstekt.

Doch auch das Innerste seines Wesens ruft Stephan Zweig zu Jeremias. Der einsame Denker und Sänger ist der Held eines Dichters und Träumers, der Einsamkeit zum Leitmotiv seines Schaffens erkoren. Um ihn brandet es und wogt es tausendstimmig, die Menge ruft ihm begeistert zu, verdammt ihn in wilder Enttäuschung, sein Wort fließt weiter von seinen Lippen, ungehemmt und unhemmbar, er fühlt sich eine Welt gegen seine Umgebung, das Sprachrohr eines Höheren, der ihn erkoren und verdammt. Der „Jeremias“

(Leipzig, Insel-Verlag) ist eine Rhapsodie in neun Bildern, der Form des Aeschylus angenähert. Ein vielstimmiger Chor bildet die Grundlage, von der sich immer wieder die Stimme des Rufers zum Herrn abhebt, sie herrscht auch im Dialoge über alle Nebengestalten, die ihm nur die Stichworte zu bringen scheinen, fast symphonisch baut sich das Werk auf, um am Schlusse mit einem triumphierend ausblickenden Gesange gleich dem Gruße Beethovens an die Freude machtvoll auszuklingen. Nicht die Maßstäbe gewöhnlicher theatralischer Technik sind da anzulegen; aber daß es Zweig gelungen ist, diesen scheinbar wenig dramatischen Stoff so auszubilden, daß er bühnenmäßige Gestaltung und Verwicklung oft anzunehmen scheint, das ist auch von Seite der künstlerischen Formgebung ein nicht genug zu bewundernder Sieg über unfägliche Schwierigkeiten.

Dunkel und vieldeutig ist geschichtlich die Gestalt des Mannes, der sich seinem von Jahwe abfallenden Volke als Mahner und Strafer von seinem Gott berufen gegenüberstellt. Gleich der Ahnfrau Grillparzers ist ihm gegeben, die Schicksale seiner geliebten Genossen vorherzusehen, nicht es abzumenden. So schwankt seine Seele zwischen seinem furchtbaren Wissen und der Hoffnung auf Rettung durch den Herrn. Sein Gebieter hat zu ihm gesprochen: „Bevor ich dich bildete, ersah ich dich, und bevor du hervor-

gingest, bestimmte ich dich zum Völkerpropheten," er hat ihn erlesen, „Goldscheider“ zu sein unter den Juden, er weist seine Weigerung, er fühle sich zu jung und ihm fehle die Gabe des Redners, zurück, wo er ihn ja mit seinem Worte erfüllen werde. Jeremias wird seine Religion innerstes Erlebnis, seine Träume sind sein Dasein, das Glück der Familie, die Behaglichkeit des Durchschnittsmenschen bleibt ihm fremd, Hohn und Spott tritt ihm in den Weg, so oft er sich eröffnet, zuweilen erdrückt ihn das Gefühl seiner Einsamkeit, seine Sendung wird ihm zum Fluche, so daß es Augenblicke gibt, in denen er in dem schrecklichen Zwiespalt, der Pflicht seines Rufes und dem Wunsche seines Herzens, dem höchsten Wesen grollt, das ihm diese Aufgabe auferlegt: „Du verlachtest mich Jahwe und ich steh mich verlocken, du ergriffst mich und siegest. Es wird Jahwes Wort mir zur Schmach und zum Spotte“, ruft er verzweifelt. Aus der Schar der Propheten des neuen Bundes wächst er hervor, er hat ein neues Element der leidenschaftlichen innerlichen Mitarbeit in die Weissagung und Mahnrede hineingetragen.

Wie seine Worte chronologisch zu reihen, auf welche der vielen Stürme, die Jerusalem bedrängten, diese oder jene Rede zu beziehen, wie weit sie ihm angehören, oder nur zugeschrieben werden, das alles sind ungelöste, mit schwerstem wissenschaftlichen Apparate immer neu angegriffene Streitfragen. Der Dichter hat alle die äußeren Begebenheiten auf den letzten König Zedekia, einen haltlosen Schwächling, und Nebukadnezars Besetzung der Stadt konzentriert und damit schon eine volle Einheit gewonnen. Indem er den Zug des Zweifels an seiner Sendung und an der Gottheit, die sie ihm auferlegte, stark herausarbeitete, gewinnt Jeremias' Gestalt Ähnlichkeit mit der Hamlets und fast klingt von seinen Lippen die Verwünschung über seine Mission, die Welt, die aus den Fugen sei, wieder einzurenken, er nennt sich einen Narren seines Wahns.

So reißt er sich in Eingangsszenen, die an Goethes Mahomet gemahnen, von seiner Mutter los, die ihn noch vor seiner Geburt dem Priesterstande geweiht, der Gottheit Opfer zu bringen, während er selbst das Opfer sein muß, und mit ihrem Fluche beladen, zieht er unter die Menge, die sich von Kriegsschreibern herauschen läßt, nur einen Anhänger gewinnt er, den Knaben Baruch, der aus einem kampfbegierigen Jüngling zu seinem Schüler wird, wie er ja auch geschichtlich von seinem geliebten Meister

erzählt hat. Vergeblich mahnt er zu Friede und Ergebung, die Militärpartei reißt auch den unschlüssigen König mit, falsche, stark vergrößerte Siegesnachrichten versehen die Stadt in wilden Taumel, dem unmittelbar der furchtbare Rückschlag durch die Schreckensboten der Niederlage folgt. Lieber wäre er, was sie ihn schelten, Lügner und Narr, als dieser Wahrheit Prophet! Und Wahrheit ist sein Amt, auch bei seiner sterbenden Mutter, die sich heiß nach ihm gesehnt; ihr den drohenden Untergang der Stadt zu verhüllen, könnte ihr Leben verlängern; wie er nach ja, werem Kampfe sich zur Lüge entschließt, steht er an ihrer Leiche und wird von den Seinen als ihr Mörder angeklagt. Die Stimme des Eingekerkerten dringt zum König, der den schimpflichen Frieden, den der übermütige Belagerer geboten, zurückgewiesen, er läßt ihn holen, vergeblich ist sein Ruf zur Unterwerfung, aber mitleidsvoll spricht er seinen Segen über den armen Herrscher, dem er sein schreckliches Los verkündet.

Nun sucht das Volk Hilfe und Rettung bei dem Verpotteten, er wendet sich von ihm ebenso mit Ekel, wie von den Boten Nebukadnezars, die ihm hohe Ehren ankündigen. Seine Anklage gegen Jahwe steigert sich zur Gotteslästerung. „Ich habe gedient, weil ich meinte, daß er das Unheil wenden werde durch mich, ich habe gekündet, weil ich meinte, er werde mich zum Lügner machen“, jetzt will er nicht mehr seiner „rasenden Rache“ dienstbar sein. Aber plötzlich — und dies ist wohl nicht reslos überzeugend vermittelt — schlägt seine Stimmung völlig um, eine Vision zeigt ihm den Neuaufbau Jerusalems, Gott hat ihn besiegt, und nichts ist süßer als von ihm besiegt zu werden. Und an der Spitze der wenigen Überlebenden zieht er aus zur Weltwanderschaft, die ihr Ziel, zum Leid, das ihr heiliges Erbe, wer aber glaubt, schaut Jerusalem überall. Staunend blicken die Chaldäer auf diese besiegten Unbesiegten in ihrem Aufbruche, der einem Triumphzuge gleicht: „Man kann Menschen töten, aber nicht den Gott, der in ihnen lebt. Man kann ein Volk bezwingen, doch nicht seinen Geist.“

Ein Oratorium ist es, jedoch mit starken dramatischen Wirkungen. Frieden und Versöhnung künden selbst die nächtlichen Wachen, die sich über die Zwecklosigkeit des Mordens unterhalten, Brot heischend umtobt die Menge den heiligen Tempel und fragt: „Was ist Jerusalem? Hat es Magen und Blut?“ „Ist Krieg“, fragt Jeremias, „ein so kostbares Ding, daß ihr ihn lobpreist? Habt ihr dem Mord eure Söhne ge-

zeuget und der Schande eure Töchter?" Besser der Weise sein als der Starke, „heilig ist kein Krieg, heilig ist kein Tod, heilig ist nur das Leben. Meinst du, der Friede sei eine Tat nicht und aller Taten Tat?" Solche Worte klingen uns ins Ohr, sie erzeugen ohne Absichtlichkeit und Willkür Bilder der Gegenwart und Hoffnungen der Zukunft. So hat dieses Werk, scheinbar Jahrtausende ferne, uns mehr zu sagen, als jedes aktuelle Produkt, weil ein Dichter zu uns spricht. In Worten, die von markiger Prosa bis zum hymnischen Vers emporsteigen, voll Kraft und Energie, ohne absichtlich Archaismen und doch im Tone des alten Testaments gehalten. Ein echtes Kunstwerk ist der „Jeremias“; ob die Bühne ihn vermitteln kann, ist die Frage; meiner Meinung nach gehört er zu den Werken, denen das Theater wenig geben und viel nehmen dürfte.

Aus mythischen Fernen und Ewigkeitsperspektiven heraus hat der Blick des österreichischen Dichters das Weltenschicksal des Tages gestreift; das Wort des Preußen Fritz v. Uruhr hebt sich vom Kampfgesilbe aus in höchste Höhen der Idee und Reflexion. Der „Jeremias“ fand Motive und Anregungen im Kriege; „Ein Geschlecht“ (Leipzig, Kurt Wolff) ist von ihm geboren. Das Los der Zeit hat Zweig zu den Waffen in eine nicht unmittelbar kriegerische Tätigkeit gerufen, so daß er Distanz zu Schlacht und militärischer Disziplin behält. Uruhr wurzelt als Mensch wie als Dichter unlösbar im deutschen Militarismus, wie sein ganzes bisheriges so viel verheißendes Schaffen bezeugt, das immer von neuem in die ethischen Grundlagen seines Berufes einzudringen strebt. So ist auch seine Dichtung gleich der Zweigs kein Drama im landläufigen Sinne; aber trägt das einen epischen Charakter, so gleicht „Ein Geschlecht“ vielleicht mehr einer Rhapsodie Pinbars; ist die lyrische Grundstimmung im Sang vom Propheten unverkennbar, so schlagen die markig gemeißelten, dröhnenden Worte Uruhrs Töne Kleists und Hebbels an, schwer, wichtig, oft nicht recht deutbar in ihrem Sinne und ihrer Absicht erscheinen die bilderrückten Verse, die sich auch nach wiederholter Lesung nicht reiflos erfassen lassen. Möglich, daß es, als ein Teil einer Trilogie gedacht, durch die Folgestücke Aufklärung erhält, oder daß zwei andere, in der Kriegszeit entstandene und noch nicht veröffentlichte Werke den geistigen Prozeß, der zu dieser seiner Auffassung des Krieges führte, überblicken lassen werden. Etwas Großes und Tiefes, das fühlt jeder Leser,

soll ausgesprochen, an Fragen tiefster Bedeutung gerührt werden.

Ein Kirchhof auf Bergesgipfel. Helle Nacht. Mutter und Tochter haben den Jüngsten „schlachtgefallenen Liebling“ beerdigt, da schleppen Soldaten zwei andere Sprößlinge der Familie gefangen herbei; der eine als Feigling, der andere als wüster Frauenschänder vom Vaterland, dem sie getrogt, verstoßen; der allerjüngste Bruder, aufgerufen sie zu richten, bricht entsetzt zusammen, man überläßt dem Spruche der Mutter die gebundenen Verbrecher, die ihr Bruder schon zu entschuldigen versucht: „adlig waren sie, nur allzu heiß vom eignen Kraftaustausch ihres Lebenswunders“. Will diese Charakteristik schon nicht stimmen für den einen Burschen, der sich vom Kampfe weggedrückt, so bleibt er auch fast nur ein Statist, während dem andern wilden, zum Titanismus emporwachsenden Frevler die Szene gehört: die elementare Zett hat elementare Leidenschaft in ihm entfesselt, diese Gier lodert in rascher Wollust auch vor der Schwester auf, die von ihr mitgerissen sich ihm, dessen Blut sie auch in ihren Adern fühlt, heiß begehrend in die Arme wirft. So stehen sie der Mutter gegenüber, das Mädchen hält ihr vor, wie leicht es ihr, der Liebesgefättigten, sei, die Quellen verlangenden Lebens mit dem Stein der Sitte zu verstopfen, der Mann erhebt wütende Anklage gegen seine Richter, die zuerst die wildesten Triebe entfesselt und nun, wo sich die Brust dem Tale entwöhnt, das Befehl uns ins Herz stoßen. Im schrankenlosen Individualismus läuft er Sturm gegen die Massenmoral, er verkündet das neue Geschlecht, die gängelnde Fürsorge der Eltern verachtend. Und die Mutter, die das Leid, das Frauen um ihre Kinder auferlegt ist, als ewig heiligen Ruf empfindet, sucht den Weg zu ihren Sprößlingen, die sie zurückstoßen, mit Hohn gegen das Befehl ruhiger Entwicklung, das sie aus Natur und Leben zieht. Ihre eigene Lust am Manne, ihre Angstgefühle, gesteigert will sie sie in den Verbrechen der Kinder erkennen, sie flucht dem „Wahnjinn“, der das, was der Leib der Mutter aufgebaut, so sinnlos zerschlägt. Sich selbst möchte sie wiederfinden im Sohne, der nichts wissen will von dem Wunsche der Mutter, ihre Sprossen von ihrem Blute bewegt und wachsen zu sehen. Er aber zernichtet jede Bildung, die ihm das Elternhaus gegeben, wo auf die Einkernung einer Sprache, die das Hirn ertödete, die Unfehlbarkeitserklärung des Vaters folgte, zu ausgetretenen Bahnen leitend, daß Trägheit durch Jahrtausende von Kind zu Kindeskindern alle Urkraft weiterschleibt. Er durchschaut ihr engbürgerliches Fühlen:

Ja, lieber gingst du heut mit Heldenjähnen
 Durch kniegebeugte Bürger lächelnd hin
 Und legtest stolz, wie 's Heldenmütern ziemt,
 Den Jüngsten, den sie halbtot mitgezerrt,
 „Ich wünscht', ich könnte noch mehr Söhne bringen“ —
 Dem Bögen Vaterland ans Herz.

Nach den höchsten Regionen einer dem Menschen versagten Erkenntnis strebt er hinauf, sie klebt an der Erde, an die sie sich klammert, um das Herz ihrer teuren Entschlafenen entgegenpochen zu fühlen, während ihre Kinder sie tödlich bedrohen. Dem Sohne ist, was das Weib gebärt, Tod und nichts als Tod, er schwingt sich empor zur Freiheit, indem er sich von der Kirchhofsmauer herabstürzt. Im neuwachenden Sonnenglanze kehren die Truppen wieder, symbolisch ringt die Mutter mit dem Führer um den Feldherrnstab, er bleibt in ihren Händen, eine neue Zeit kündet sie an, der „Ordnung Thron“ siehe im Leichenhaus: „Es rundet sich die Welt aus tiefster Freude nur ins Gleichgewicht“ und dem „alten Recht“, auf dem sich unsere Macht baut, „die auf der Sitte Grund sich durch Geschlechter hart entwickelt hat“, wie der eine Führer meint, hält sie entgegen: „Es wandelt sich auch Recht! Es gibt nur eine Blut, aus der wir leben.“ Während der zweite Führer sie, die des Staates Machtgebilde in ihrer Vision eines neuen freien Geschlechts bedroht, tötet, birgt sich die Tochter abseits in den Büschen. Die beiden Führer bleiben zurück: während der zweite fest auf dem Boden der militärischen Ordnung steht und jede Willkür mit dem Geße ahndet, ist dem andern aus den Worten des fürchterlichen Weibes das Bewußtsein aufgestiegen, daß auch der Tod kein Ende; ein individuelles Fühlen macht sich in ihm geltend, das über Zucht und Disziplin sich hinausheben möchte; er wirft den Mantel der Gewalt ab, den die Sonne bleichen möge und folgt der Menge, die den jüngsten Sprößling mit sich fortträgt zu Tal und zum Lichte.

„Erahend, nicht begreifend was du willst“, müssen wir wohl zuweilen mit dem Dichter sagen. Er hat viel gefragt und nicht immer geantwortet. Aber wie er fragte, das zeugt von einer Tiefe der Idee und einer Gewalt der Sprache, die mitreißen, auch wo das einfachste Verständnis zu versagen droht.

Die Tatsache Krieg ist ins Zeitlose gehoben, die sie mitleben, sind zu übergroßen Gestalten geworden, die in ehernen Worten von ihr künden. Die wilde Leidenschaft, die das Werk durchtobt, ist durch das höchste künstlerische Maß gebündigt und geläutert. Über das Blut, das in dem jungen Manne und Weibe seine schäumenden Orgien

feiert, strahlt die Sonne der Zukunft, eines Sieges der männlich gereiften Jugend.

Alexander v. Weilen.

Neue Sage.

Die Sehnsucht nach dem Wagen des Sonnengottes erschafft Ikaros Flügel, singend entschwebt er den irdischen Kreisen, stürzt in den tragischen Untergang. Aber das Ungenügende am Alltag, an der Erde führt nicht nur zum höchsten Aufschwung, führt auch in dumpfe Verzweiflung: was uns beschieden ist, erweckt Haß, das liebende Weib, der Sohn, in dem sich das Weiterwachsen unerlösten Daseins verkörpert, alles Tun, das zwecklos um sich selber kreist. Widerwille gegen das Leben, gegen die Erde, gegen sich selbst erstickt die Seele des Tantalos, Zweifel an aller Menschlichkeit, an jedem Sinn des Daseins umdunkeln ihn. Er versteht nicht mehr die einfachste Weisheit, jedem Kinde offenbar: Gütlich ist die Kraft des Lebens, gütlich ist der Mensch. — Ihn haben Zweifel ganz verwirrt. „Recht und Unrecht gilt uns soviel als den Sternen!“ — Im Herzen eines Dichters hat sich alter Mythos in tiefer Fülle und Schönheit wiedergeboren (Felix Braun: Tantalos, Tragödie, 5 Erscheinungen. Im Inselverlag 1917). Wie dem Tantalos leibhaftig Zeus erscheint, da erkennt er ihn nicht, denn der Blick für das Wesenhafte ist ihm geschwunden, er will den Gott versuchen, um der eigenen Unsicherheit Herr zu werden. — Wie kannst du die Götter erproben? raunt ihm Barbaros ins Ohr, der ihn beherrscht wie der Dämon des eigenen Herzens, der alles Böse aus ihm lockt. — Durch Missetat nur! — Strafen sie, dann sind Götter, dann thronen Wahrheit und Weltgesetz, Gut und Böse über frevelnder Willkür. Und Tantalos, der allem Menschlichen Entfremdete, schlachtet seinen jungen Sohn und setzt ihn den Göttern zur Speise hin. Da fallen über sein Haupt Verwirrung und Schwachheit, fällt die Schuld. Tantalos erkennt seine Untat, umschlingt in plötzlicher Aufwallung Pelops, das Kind, das Zeus wieder ins Leben erweckt hat — er erfährt die Verwandlung zur Menschlichkeit. Der nur Ekel und Haß fühlen konnte, wird neu geboren, neu in Liebe zur Kreatur, zum Menschen, zu allem Dasein. Das Irdische verklärt sich ihm in der letzten, schwersten Stunde, er will das Leben ergreifen — aber er hat es durch Fluch und Schandtat zerstört, er versiegt schattenhaft in die Gefilde der Toten, wo sich alle Schuld auswirkt, hoffnungslos — wenn nicht aufs Wunder hoffend. Und das Wunder geschieht, das Einfachste, das Selbstverständlichste: Die unwandelbare Liebe der Königin, die allen

seinen wirren Pfaden gefolgt ist, findet auch den Weg zum Hades — „Wo Tantalos sein Haus hat, hab ich meins!“ — Ich weiß nichts in der neuen Dichtung, was diesen letzten Aufzug des Tantalos an Schönheit überträte; poetische Vollendung krönt ein Gedicht, dessen Gedanken bei den Müttern wurzeln. — Unter klagenden Schatten steht Tantalos, kraftlos wie er immer gewesen, unvermögend, ob ihn auch Hunger nach Wirklichkeit quält, die Früchte des Lebens zu brechen, die ihm so nahe sind, das Wasser zu schöpfen. Aus Charons Nachen tritt eine Lebendige — die Königin, die Tantalos im Dunkel sucht. Er erkennt sie nicht, denn er hat von Lethe getrunken. Sie weist ihm die Zeichen der Erinnerung — aber er ist blind vor ihnen. Da springt sie zu ihm hinab in den Totenstrom.

Mit den Händen hält er ihre Hände,
Führt sie langsam aufwärts zu den Rippen,
Und die Flut vergeht nicht — seht! Er trinkt!

Diese höchste Tat lebendiger Liebe erlöst mit Tantalos die Unterwelt. Die Brücke, die Daidalos der Unermüdliche aus Schattensteinen gebaut hat und die immer wieder versunken ist, wölbt sich im Licht und steht vollendet, Persephone kehrt heim zur blühenden Erde, Tantalos und die Königin aber schweben hoch hinauf — „Es geht im tiefen Himmel wunderbar ein neues Sternbild auf“.

Emil Lucka.

Sezession.

In der Sezession stellen die jüngsten Künstler Österreichs aus: aber es ist keine expressionistische Orgie, kein fanatisches Bekenntnis theoretischer Manifeste, sondern ein Zeugnis gebändigter koloristischer und graphischer Kräfte. Egon Schiele, durch die von Richard Langl unlängst verdienstvoll herausgebrachte Mappe in kaufkräftigen Kreisen populär, ist über die Angsttraumvisionen seiner Frühzeit zu ganz reifen Leistungen vorgeschritten: höchst bedeutsam an Hodler erinnernd seine erotische Symbolik, virtuos in Kontur und Fleisch seine Akte, artige, etwas unheimlich-marionettenhafte Spielzeugschachteln seine Stadtbilder. Weit über Egger-Vienz hinaus ist Schiele der feinnervige und doch zum Monumentalen strebende jungösterreichische Symbolist. Eigenartig, von leuchtender Farbkraft Paris Gütersloh: das kleine Bild „Liebesunterhaltung“ wirkt wie eine Hoffmannsche Novelle, die schlichte Militärbüste auf dem Selbstporträt funkelt in mystischem Glanz. Ein Farbenmetaphysiker ist auch Ernst Wagner: Ekstasen, Verzückungen, Verjüngungen, Traumlandschaften, seltsame Blüten erheben sich aus bunten Nebeln, pyromanisch

umflammt leuchtet das Gesicht eines Tyrikers. In gespenstigem Weißlicht leuchten die Landschaften Felix Albrecht Hartas: Geisterrosse jagen durch die Gegend: man denkt an Greco, wenn man die fahlen Lichter betrachtet, in die (in „Verkündigung“ und „St. Georg“) himmlischer Glanz zuweilen überirdisch einbricht. An frühe Italiener, aber auch an Marées erinnert Georg Merkel: idyllische Situationen in kräftigen Tönen und Umrissen, frisch zugreifend und voll kultivierter Delikatesse. Gar nicht aufrührerisch, sondern auf guter Tradition aufruhend, aber doch von anziehender Modernität ist Anton Faistauer; sogar das alte, ehrliche Stilleben ist bei ihm nicht langweilig, sondern wohl irgendwie heimlich kubistisch neu arrangiert. Daneben funkeln mondäne Frauenbilder in kapriziösem Rothaar und dämmern eigentümlich dunkel gehaltene Landschaften. Am aufregendsten wirkt noch Georg Kars: häßliche Mädchen und Greisinnen, vertrocknet und doch mit gutem Willen, an Werfels Dienstmädchengedichte erinnernd, sind sichtlich hingeseht, auch das Stilleben wird dämonisiert. Moritz Melzers farben- und figurenfreudige Tafelbilder gebärden sich hieratisch und sind doch voll zitternden, gebändigten Lebens, Uriel Birnbaums Todes- und Kriegszynklus ist unaufdringlich aktuell, Alfred Rubin ist schon etwas betriebsmäßig dämonisch, aber virtuos im Verzerrt-Lasterhaften; sehr sympathisch Ludwig H. Jungnickl mit seinen eleganten Tierbildern und den menschlichen Aktstudien, die auch das Tierhafte im Menschen ahnen lassen. Diese 49. Ausstellung der Sezession ist ein bedeutungsvolles Dokument jungösterreichischer Kunst.

Wiener Bühnen.

Seit dem Tage, an dem August Förster „Gnges und sein Ring“ im Burgtheater zur Aufführung brachte, ist kaum ein Jahr vergangen, wo nicht der löbliche Versuch unternommen worden wäre, das eine oder andere Bühnenwerk Friedrich Hebbels im Spielplan des Wiener Hofschauspielhauses zu befestigen. Wiewohl es nie recht gelingen wollte, war Alfred von Berger dennoch der festen Überzeugung, daß gläubige und liebevolle Darstellung Hebbelscher Werke uns dazu verhelfen könnte, den versunkenen Hort einer Schauspielkunst großen Stils, die hohen Schwung mit eindringlicher psychologischer Analyse vereinigt, wieder aufzufinden. Freilich auch bei ihm stellten sich Zweifel ein, ob neben den Schauspielern auch ein Publikum zu haben sei, und er fragte gelegentlich: „Wenn die Werke eines zweifellos bedeutenden Dichters sich im Ver-

laufe eines halben Jahrhunderts trotz mancher redlicher Versuche auf der Bühne nicht einzubürgern vermochten, ist dies nicht beinahe ein Beweis, daß diese Werke, bei all ihren geistigen und poetischen Vorzügen, Eigenschaften haben, die mit den Anforderungen des realen Theaters unvereinbar sind? Um so verdienstvoller, wenn die Darstellungskunst in ihren Bemühungen um Hebbels dramatische Poesie nicht erlahmt und sich stets von neuem angepörrt fühlt, ihrer Sprödigkeit Herr zu werden. Bleibt ihr dabei auch der äußere Erfolg versagt, so wird sie doch immer eine Vergeistigung und Vertiefung ihrer Ausdrucksmittel erfahren, und das kann im Tagwerk, das zur verflachenden Routine drängt, nur von Nutzen, niemals zum Schaden sein.

Es muß also als ein erfreuliches Zeichen der Besinnung auf die Verpflichtung der Schauspielkunst zu schöpferischer Betätigung gedeutet werden, daß kaum einen Monat nach den Bemühungen der Volksbühne um eine Wiederbelebung von „Genoveva“ so wohl das Burgtheater wie auch das Deutsche Volkstheater Neuinszenierungen von „Gyges und sein Ring“ boten. Dort wurde die Aufführung als Beginn eines Hebbel-Zyklus angekündigt und die Rhodope zum ersten Male von Fräulein Else Wohlgemuth gespielt. Seit ihrer Esther und ihrer Kreusa hat die Künstlerin keinen so bedeutamen Fortschritt gemacht und man tut Unrecht, über den Vorzügen ihrer äußeren Erscheinung gestiftlich die Früchte ihres inneren Wachstums zu übersehen. Für tragische Aufgaben großen Stils reichen ihre Mittel allerdings noch nicht hin. Aber ihre Rhodope hat etwas von der marmornen Höhe, der Dichtung, die allein schon wie Stil wirkt. Nur wo sie aus der marmornen Kühle ihrer mädchenhaften Keuschheit herauszutreten hat, um die Verletzung ihres Sittlichkeitsideals zu rächen, gerät sie unwillkürlich ins Deklamieren und diesem Zuviel an Deklamation steht wieder ein Zuvonig an Modulation und Beseelung entgegen. Auch Frau Erika von Wagner ist in den tragischen Momenten nicht ganz freizusprechen von einer zu heftigen Deklamationsweise und einem zuweit ausladenden Gebärdenpiel, so sanft, edel und rührend im übrigen ihre Rhodope angelegt war. Gleichwohl fügte sie sich, ohne das Zusammenspiel zu sprengen, mit feinem Stilgefühl in die auch sonst klug disponierte Aufführung, die das Deutsche Volkstheater zu seinen schönsten Klassikerabenden zählen darf. Und es hatte beinahe den Anschein, als fühlte sich das Publikum von den dunklen seelischen

Vorgängen, in „Gyges und sein Ring“ tiefer berührt als einst, wo die Wiener geneigt waren, den am liebsten in heimlichen Schmerzen verwundeter Herzen wühlenden Problematiker Hebbel ähnlich zu behandeln, wie die Athener ihren Tragiker, den sie nach der bekannten Anekdote mit einer Geldbuße strafte, weil er ihnen im Theater mit der Vorführung des Falles der befreundeten Stadt Milet Kummer und Leid bereitet hatte.

Eine Bühne, die einen Volksschauspieler vom Gestaltungsvermögen eines Thaller besitzt, hat unzweifelhaft die Pflicht, ihm von Zeit zu Zeit Gelegenheit zur vollen Entfaltung seiner Kräfte zu geben und, wo die Gelegenheit sich nicht von selber bietet, das Recht, eine solche zu schaffen. So aber geht es nicht, daß man einfach irgend ein reichsdeutsches Rührstück, das vor fünfzig Jahren einmal gefallen hat, lokalisieren läßt und es dann als ein neues Wiener Volksstück ausgibt, wie dies im Deutschen Volkstheater mit dem Berliner Stück „Unser Doktor“ geschah, das als jüngstes Rollenstück für Thaller den Titel „Vater Engelbert“ führt. Mit solchen Flickarbeiten wird das heimische Volksstück nur in Veruf gebracht, ohne daß dem Schauspieler, der damit gefördert werden soll, wirklich gedient wäre. Denn was Robert Nagel in seiner Wiener Bearbeitung des Berliner Stückes bietet, sind keine aus den Volkstiefen empfangenen Lebenseindrücke, sondern nur Erinnerungen an Theaterindrücke aus längst verschwundenen Tagen. Man braucht wahrlich keine besonders reiche Theatererfahrung zu haben, um die äußere und innere Verwandtschaft von „Vater Engelbert“ mit „Mein Leopold“ zu erkennen, und gerade weil der Wiener Ton im Dialog der Bearbeitung nicht übel getroffen ist, muß man um so lebhafter bedauern, auch diese Variante des verlorenen Sohnes wie alles, was bei uns in den letzten Jahren unter der Flagge des Volksstückes segelt, an eine Rückständigkeit gebunden zu sehen, die keine Entwicklungsmöglichkeit aufkommen läßt. Solange Thaller auf der Bühne steht, gelangt man freilich aus der Verwunderung seiner volkstümlichen Charakterisierungskunst nicht zum Bedauern über die geistige und seelische Geringsfügigkeit des dramatischen Anlasses und der ergreifend schlichte Vortrag eines im beschaulichen Stile Raimunds gehaltenen Liedes zeigt den im Volkstheater arg vernachlässigten Künstler auf der wolkenlosen Höhe seiner Meisterschaft. Was er aber zu spielen hat, ist, genau betrachtet, so wenig ein Charakter wie „Vater Engelbert“ ein

Wiener Volksstück ist, sondern nur eine gut füllende Rolle, auf die das Wort Hebbels gilt: „Dichter wie Kogebue und Jffland liefern gewissermaßen nur einen Rock, in den ein Mensch hineinschlüpfen kann; wer es auch sei, der Rock gewinnt und erhält einen Anschein von Lebendigkeit.“ Thaller ist ein viel zu bedeutender Menschendarsteller, als daß er der Hilfe eines Rollenscheiders bedürfte, um sich zur Geltung zu bringen, und man setzt seine Meisterchaft nur herab, wenn man sie dem Verdacht aussetzt, solche Hilfen notwendig zu haben.

Seltsam, schier unerforschlich sind die Ratschlüsse der Volksbühne. Wenn dieses strebsame, aber volksfremde Theaterunternehmen sich von seinen hohen literarischen Experimenten zum Volke herabläßt und einmal lustig kommen will, dann schlägt es den umgekehrten Weg des Deutschen Volkstheaters ein und läßt, was sich seit Jahrzehnten eingewienert hatte, eigens ins Berlinische zurücküberlegen, als ob damit weiß Gott was gewonnen wäre. So sah man des alten Kalisch Possen „Einer von unsrer Leut'“, die ihre besten Wirkungen der Wiener Bearbeitung von D. F. Berg verdankt, auch auf der Volksbühne in der Berliner „Aufmachung“ von Meinhard und Bernauer wieder, die man sich vor einigen Jahren im Carl-Theater als Kuriosität gefallen ließ. Was aber damals immerhin einigen Reiz der Neuheit für sich hatte, wirkte in der Nachahmung auf der Volksbühne trotz allerhand Zutaten von gut gemeinten Kriegsaktualitäten und boshaften Ironien auf die Ausschrotung Schuberts zu Operettenzwecken wie eine Mode von gestern, die noch nicht alt genug ist, um wieder neu zu erscheinen. Es ist gewiß keine Schande, uns von dem in Theaterdingen betriebsameren Berlin befruchten zu lassen. Wir beugen in Demut unser Haupt vor Gerhart Hauptmann, wir sind willig in die Jbsen-Schule Otto Brahm's gegangen und haben dankbar manche Anregung Max Reinhardts uns zunutze gemacht. Der Jux aber, den sich die Volksbühne mit ihrer Possenaufführung leistet, ist das Werk sklawischer Nachäffung und kommt auf ein Haar einem Armutzeugnis gleich, das um je mehr betreibt, als die zwischen dem Wiener und dem Berliner Possenten

unschlüssig schwankenden Darsteller schließlich ihr Heil in den alleinseligmachenden Wirkungen der verspotteten Operette suchen, und gerade Herr Ziegler in der Titelrolle versagt, weil er sich verpflichtet fühlt, das Urbild des Wolf Bär Pfefferkorn aus den Niederungen der Jargonkomik Eisenbachs zu einer höheren Menschlichkeit emporzuheben, die, mehr dem Zwang als dem eigenen Trieb gehorchend, Couplets singt und mit Lozzelach aufwartet.

Seit die harmlose Heiterkeit des gemütvollen Lustspiels und des anspruchslosen Schwanks vor der Satire, der Parodie und der Ironisierung der Lebensmächte hat weichen müssen, ringen auch die Epigonen um eine groteske Form für dionysische Feste des Geistes jenseits von Gut und Böse. Nichts schwerer aber, als eine bühenwirksame Groteske zu schreiben, die der Lebenswahrheit ein Schnippchen schlägt, ohne sie zu verleugnen, und die belustigt, ohne die Grenzen des guten Geschmackes zu überschreiten. Noch immer ist Courteline unerreichter Meister der satirischen Bühnengroteske, und wer ihn nachstrebt, bringt es im besten Fall zu einem halben Erfolg. Das haben auch Alfred Ried mit seinem parodistischen Lustspiel „Theater“ auf der Neuen Wiener Bühne und Paul Wertheimer mit seiner Groteske „Der Sensationsprozeß“ im Theater in der Josefstadt erfahren müssen, wiewohl beide Arbeiten von scharfer Beobachtung zeugen und auch von der Gabe, die Dinge, die vor und hinter dem Leben liegen, in das helle Licht der Satire zu rücken. Allein der sachliche Witz ist mehr ein sachlicher, dessen Verständnis auf einen engeren Zuschauerkreis beschränkt bleibt. In dem einen Stück wird eine Schauspielerei geschildert und gezeigt, wie sich das Romödiepielen auf der Bühne auch im Privatleben des Komödiantenvolkes fortsetzt; in dem andern, einer Groteske, versuchte Paul Wertheimer die Erfahrungen seiner Rechtspraxis mit den Bikanterien eines galanten Schwanks und der Heiterkeit einer Jargonposse unter einen Hut zu bringen. Eine mehrfach geschiedene Frau ist der Gegenstand des Sensationsprozesses, der damit endet, daß ihr Rechtsanwalt sich schließlich gezwungen sieht, die vom Ehebruch freigesprochene Klientin selber zu heiraten. Theodor Untrop.

„Österreichische Rundschau“, LV., 1.

Redaktionschluss am 26. März 1918. — Ausgegeben am 1. April 1918.

Herausgeber: Leopold Freiherr von Chlumetzky, Dr. Karl Glossy,

Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.

Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesendet.

Verlag: Wien und Leipzig: Buchdruckerei und Verlagshandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H.

Kundmachung.

Die dreiundfünfzigste ordentliche Generalversammlung der Aktionäre der k. k. priv. allgemeinen Verkehrsbank

findet Mittwoch, den 24. April 1918, vormittags 10 Uhr, im Sitzungs- saale des Anstalts- gebäudes, Wien I., Wipplingerstraße 28, statt.

Gegenstände der Verhandlung sind:

1. Vortrag des Rechenschaftsberichtes.
2. Berichterstattung des Revisions-Ausschusses.
3. Beschlußfassung über die Bilanz pro 1917 sowie über die Verwendung des Reingewinnes.
4. Wahl von Verwaltungsräten.
5. Wahl von Aufsichtsräten.
6. Wahl des Revisions-Ausschusses zur Prüfung der Bilanz für das Geschäftsjahr 1918.

Jene Herren Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilzunehmen beabsichtigen, werden hiemit eingeladen, ihre Aktien samt Kupons, in Gemäßheit der §§ 45, 46 und 47 der Statuten, bei der Hauptkassa der Gesellschaft, Wien, I. Bezirk, Wipplingerstraße Nr. 28, spätestens am 1. April l. J., als dem statutenmäßigen Endtermine, zu erlegen. Das Eigentum von je 25 Aktien gibt das Recht auf eine Stimme. Kein Aktionär, ohne Unterschied, ob im eigenen oder Vollmachtsnamen, und kein Bevollmächtigter eines oder mehrerer Aktionäre kann mehr als 50 Stimmen führen.

Das Stimmrecht in der Generalversammlung kann durch Bevollmächtigung eines anderen stimmberechtigten Aktionärs ausgeübt werden, doch sind Vollmachtsurkunden spätestens einen Tag vor der Generalversammlung der Direktion vorzulegen.

Wien, am 21. März 1918.

K. k. priv. allgemeine Verkehrsbank.

Nachdruck wird nicht honoriert.

UNGARISCHE ALLGEMEINE CREDITBANK.

KUNDMACHUNG.

Die Aktionäre der Ungarischen Allgemeinen Creditbank werden für Mittwoch, den 3. April 1918, vormittags 10 Uhr, zu der in Budapest im Lokale der Bank (V., József-tér 3) abzuhaltenden

50. ordentlichen Generalversammlung

eingeladen.

Gegenstände der Beratung:

1. Anträge im Zusammenhange mit dem 50jährigen Bestande des Institutes.
2. Bericht der Direktion über die Geschäfte der Gesellschaft im Jahre 1917, Rechnungslegung der Direktion über das Geschäftsjahr 1917 nebst ihren Anträgen betreffend die Feststellung und Verwendung des Gewinnes, Bericht des Aufsichts-Komitees.
3. Beschlußfassung über die Erteilung des Absolutoriums für die Direktion und das Aufsichts-Komitee.
4. Antrag der Direktion betreffend die Erhöhung des Aktienkapitals und die Bestimmung der Modalitäten der Ausübung des den Aktionären zustehenden Bezugsrechtes.
5. Änderung der Art. 4, 7 und 27 der Statuten.
6. Änderung der Statuten des Pensionsinstitutes.
7. Wahl in die Direktion.
8. Wahl des Aufsichts-Komitees und Feststellung der Entlohnung desselben.
9. Anträge eines Aktionärs auf Änderung des Art. 25 der Statuten und betreffs einiger auf die Geschäftsgebarung bezüglichen Maßnahmen.

Jeder Aktionär ist in der Generalversammlung zu einer Stimme für je *zwanzig* hinterlegte Aktien berechtigt.

Die stimmberechtigten Aktionäre werden hiemit eingeladen, *acht* Tage vor dem für die Versammlung festgesetzten Tage ihre Aktien samt Kupons

in Budapest bei der Zentrale der Ungarischen Allgemeinen Creditbank (V., Dorottya-utca 5), sowie bei ihren Filialen (IV., Egyetem-utca 11, V., Berliini-tér 9 und VII., Károly-király-út 3),

„ Brassó, Debreczen, Fiume, Győr, Kassa, Keskemét, Nagyvárád, Pécs, Pozsony, Szabadka und Temesvár bei den Filialen, in Belgrad bei der Expositur des Institutes,

„ Wien bei der K. K. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe, oder bei dem Bankhause S. M. v. Rothschild,

„ Berlin bei der Direktion der Disconto-Gesellschaft oder bei dem Bankhause S. Bleichröder, oder bei dem Bankhause Mendelssohn & Co.,

„ Frankfurt a. M. bei der Direktion der Disconto-Gesellschaft zu hinterlegen.

Den Aktien ist ein vom Einreicher gefertigtes Verzeichnis beizugeben.

Über die hinterlegten Aktien erhält der Einreicher eine Bestätigung. Nach der Generalversammlung werden die Aktien nur gegen Rückstellung dieser Bestätigung ausgefolgt.

Die zum Eintritte in die Generalversammlung berechtigende Legitimationskarte erhält der Einreicher bei der Hinterlegung. Wünscht ein Aktionär sein Stimmrecht durch einen anderen stimmberechtigten Aktionär auszuüben, so hat er die betreffende Vollmacht auf der Rückseite der Legitimationskarte auszustellen und zu unterschreiben.

Budapest, den 16. März 1918.

Die Direktion.

Erste k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.



Gegr. 1829. — Aktienkapital 80,480,000. — 47 Personendampfer. — Personendienst 2556 km. — 92 Frachtdampfer. — Frachtdienst 4104 km.

859 Schleppe. — 247 Stationen und Ladestellen
Eilschiffverkehr:

täglich zwischen Linz—Wien in beiden Richtungen mit luxuriös ausgestatteten Eildampfern. (Verkehrs-Saison laut Fahrplan.)

Personenschiff (Postschiff-) Verkehr:

mittels Salendampfern (Separatkabinen, vorzügliche Restauration) (Verkehrs-Saison laut Fahrplan)

täglich zwischen Passau—Linz—Wien—Pozsony (Pest-Budapest—Mohács—Zemun—Belgrad;

dreimal wöchentlich zwischen Szeged—Titol—Zemun;

ferner Personen-(Postschiff-)Fahrten zwischen Belgrad—Orsova (Eisernes Tor)—Turn Severin—Lom (Bahnanschl. Sofia)

—Giurgiu (Bahnanschl. Bukarest—Russe (Bahnanschl. Varna)—Cernavoda (Bahnanschl. Konstanza)—Bralla-

Galatz—Sulina (Schwarzes Meer).

Zusammenstellbare Rundreise-Fahrscheinette sind für die Benutzung obiger Dampfschifflinien bei den Fahrschein-Ausgabestellen erhältlich.

Auskünfte aller Art über den Personenverkehr enthält der von der Direktion herausgegebene „Donauführer“, welcher gratis versendet wird.

Frachtschiffverkehr:

aus auf der Donau zwischen Wien, Theiß, Drau, im Bega, Jozsef-Kanal.

Wien und Bos.

Gräf & Stift
Lastwagen

haben ihre vorzügliche Qualität durch einzig dastehende Leistungen in im Kriege bewiesen

Fabrik: Wien XIX., Weinberggasse 70/76
Niederlage: Wien I., Franzensring 16

K. k. priv. Bank und Wechselstuben-Actien-Gesellschaft

WIEN I., „MERCUR“ Wollzeile 1.

Aktienkapital: K 66,300,000. Reservefonds: K 33,000,000.

Kulanteste Durchführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen, insbesondere: An- und Verkauf aller Gattungen Renten, Obligationen, Staatspapiere, Aktien, Prioritäten, Pfandbriefe, Lose sowie von Dividenden, Valuten und Münzen etc. Vermittlung von Staatslohnbrücheln

Hotel
ganze
:: Lage, herrliches Alpenpanorama ::
Erstklassiges Restaurant, Neues Café
mit aussichtsreichen Terrassen. Treffliches Terrain für alle Arten von Sommer- und Wintersport.
Die Hotelverwaltung.

Einbanddecken

zum Band LIV, sowie zu allen früheren Bänden der OSTERREICHISCHEN RUNDschau können zum Preise von K 4.— (mit Postzusendung K 4'80) durch alle Buchhandlungen, den Verlag und die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien I., Bräunerstraße 4-6 besogen werden.

K. k. priv. Österreichische

VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT „DONAU“

Wien I., Schottenring Nr. 13.

Die 1867 gegründete Gesellschaft leistet zu den billigsten Prämien und vorteilhaftesten Bedingungen

Feuer-, Hagel-, Glas- und Einbruchsdiebstahl-Versicherungen, sowie See-, Fluß- und Landtransport-Versicherungen.

Ferner übernimmt sie: Lebens-, Aussteuer- und Renten-Versicherungen in allen Kombinationen zu liberalen Versicherungsbedingungen und billigen Prämien; mit garantiert steigender Prämienverminderung, mit garantiert steigender Versicherungssumme, mit garantierten Erlebens-Bonifikationen, mit vielfachen Optionen bei Erreichung des Endtermins der Versicherung mit Prämienbereinigung und Rentenzahlung im Invaliditätsfall infolge von Unfall und Krankheiten etc.

Aktienkapital: 3 Millionen Kronen (vollständig) und Reserven am 1. Jänner 1917: 74 Millionen Kronen, somit Gesamtvermögen am 1. Jänner 1917: 77 Millionen Kronen.

Jahres-Prämien-, Gebühren- und Zinsen-Einnahme: 30 Millionen Kronen.

Auskünfte werden bereitwillig erteilt am Sitze der Gesellschaft in Wien, ferner bei den Direktionen für Ungarn in Budapest, für Italien in Mailand, sowie bei sämtlichen General-, Haupt- und Lokal-Agentchaften.